

"...weil wir praktisch in 'ner verkehrten Welt leben": Schichtarbeiter und ihre Frauen erzählen

Alheit, Peter; Dausien, Bettina; Flörcken-Erdbrink, Helga

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Alheit, P., Dausien, B., & Flörcken-Erdbrink, H. (1986). "...weil wir praktisch in 'ner verkehrten Welt leben": Schichtarbeiter und ihre Frauen erzählen. Frankfurt am Main: Cooperative-Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-27909>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

„Verkehrte Welt . . .“

Autoren: *Peter Alheit* ist Hochschullehrer, *Bettina Dausien* und *Helga Flörcken-Erdbrink* sind wissenschaftliche Mitarbeiterinnen im Forschungsschwerpunkt »*Arbeit und Bildung*« der Universität Bremen. Einer ihrer Arbeitsschwerpunkte ist die Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten.

Peter Alheit
Bettina Dausien
Helga Flörcken-Erdbrink

**„... weil wir praktisch
in 'ner verkehrten Welt leben“**

Schichtarbeiter und ihre
Frauen erzählen



200186/1444

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Alheit, Peter:

„... weil wir praktisch in 'ner verkehrten Welt leben“: Schichtarbeiter u. ihre Frauen erzählen / Peter Alheit; Bettina Dausien; Helga Flörcken-Erdbrink. – Frankfurt/Main: Cooperative-Verlag, 1986
ISBN 3-88442-016-X

NE: Dausien, Bettina; Flörcken-Erdbrink, Helga:

© 1986 Cooperative. Verlag für internationale Publikationen GmbH, Frankfurt/Main, Kronberger Str. 28.
Umschlaggestaltung: Gudrun Feilcke, Victor Malsy, Bremen.
Satz: Fotosatz Manfred Simmering, Lilienthal.
Fotos: Wilfried Sehafer, Arbeiterfotografie Bremen.
Lithografien: Gerd Rieke, Achim.
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt GmbH, Fulda.
ISBN 3-88442-016-X

Inhalt

Vorwort 7

Einleitung

Arbeit und Zeit 11

I „... wir sind ja alle nicht als Schichtarbeiter auf die Welt gekommen ...“

Wie man Schichtarbeiter wird 15

II „... weil du gegen den biologischen Rhythmus arbeitest“

Körperliche und psychische Belastungen der Schichtarbeit 45

III „... eigentlich mußten wir alle darunter leiden“

Familienalltag und Schichtarbeit 67

IV „Das kulturelle Geschehen ... das fällt alles flach“

Der Ausschluß aus dem sozialen und kulturellen Leben 99

**V „Vielleicht kann man sagen,
daß man aus der Situation
irgendwie das Beste machen muß“
Bewältigung der „Zeitnot“ 121**

Nachwort

Widerstand gegen die Enteignung der Zeit 164

Anmerkungen 168

Ausgewählte Literatur 170

Vorwort

Wenn Wissenschaftler über Schichtarbeit nachdenken, kommen zumeist sehr komplizierte, aber zugleich auch sehr künstliche Einschätzungen dabei zustande. Da werden arbeitsmedizinische von sozialen Aspekten unterschieden, arbeitswissenschaftliche von ökonomischen. Vergessen scheint häufig, daß es konkrete *Menschen* sind, die Schichtarbeit auszuhalten haben, und daß sich bei ihnen die verschiedenen Aspekte zu einer biographischen Sichtweise zusammenfügen.

Wir haben den Lebensgeschichten von Schichtarbeitern der Klöckner-Hütte in Bremen und ihren Frauen zugehört und haben erfahren, in welchem Ausmaß die Schichtarbeit nicht nur in das Alltagsleben der Arbeiter und ihrer Familien eingreift, sondern auch den Lebensablauf prägt und bestimmt. Angesichts der beeindruckenden Erzählungen der Kolleginnen und Kollegen haben wir beschlossen, unseren „Expertenstatus“ als Wissenschaftler vorläufig zurückzustellen und möglichst genau das aufzuzeichnen, was die wirklichen Experten zu sagen haben: die Schichtarbeiter und ihre Frauen selbst.

Wir wollen damit unseren Erzählerinnen und Erzählern auch etwas von dem zurückgeben, was

wir von ihren Lebensgeschichten gelernt haben und was viele unserer soziologischen „Vorurteile“ verändert hat.* Wir möchten jedem von ihnen mit diesem Buch ganz persönlichen Dank sagen. Ihre Namen bleiben zu ihrem Schutz verschlüsselt. Die Betroffenen werden sich selbst leicht wiedererkennen. Das, was sie erzählt haben, wird jedoch auch für viele andere Schichtarbeiter und ihre Frauen so interessant sein, daß sie ihre eigenen Erfahrungen und ihr eigenes Leben darin entdecken können. – Wir haben keine wissenschaftliche Untersuchung über Schichtarbeit geschrieben, haben auch nicht systematisch die vorliegende soziologische Literatur einbezogen. Wir wollten vielmehr die Betroffenen selber zu Wort kommen lassen.

Unser Buch ist für Arbeiter geschrieben. Wir haben dabei an unsere Erzähler gedacht. Nützlich ist es gewiß auch in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit. Und wir sind überzeugt, daß es auch soziologischen Experten hilft, auf das zu hören,

* Die Erzählungen der Klöckner-Kollegen und ihrer Frauen sind Teil des Forschungsmaterials eines sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekts mit dem Thema „Soziale Biographien von Industriearbeitern – Lebensgeschichten und kollektive Erfahrung ...“ an der Universität Bremen (erste Ergebnisse liegen vor in: *Peter Alheit/Bettina Dausien*: „Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten“, Frankfurt/New York 1985: Campus Verlag). Wir danken in diesem Zusammenhang auch *Christian Glaß*, *Angelika Heine* und *Norbert Reif* für wichtige Ideen und Anregungen. Zu besonderem Dank sind wir *Hans Georg Isenberg* und *Klaus Körber* verpflichtet. Sie haben uns bei der Gewinnung der Interviewpartner unterstützt und den Kontakt zur Klöckner-Hütte erleichtert. Im übrigen haben uns namentlich *Hans Georg Isenbergs* Arbeiten zur Schichtarbeitsproblematik angeregt.

was Schichtarbeiter und ihre Frauen über Schichtarbeit zu erzählen haben.

Bremen, im Juli 1985 Peter Alheit
Bettina Dausien
Helga Flörcken-Erdbrink

„Ich war vor kurzem mal bei meinem Schwager eingeladen. Der ist Ingenieur im öffentlichen Dienst. Und da waren mehrere Leute, die auch im öffentlichen Dienst arbeiten. Die haben mich gefragt: ‚Ham Sie eigentlich auch gleitende Arbeitszeit?‘ – Ich sach’: ‚Ja, meine Woche beginnt Montagmorgen um sechs bis zwei ... und dann Sonntagabend um zehn bis annern Morgen um sechs. Und dann die nächste Woche von mittags zwei bis abends um zehn.‘ – Da hat man mich angeguckt, als wenn man sagen wollte, der muß irgendwie nich’ ganz hundertprozentig klar im Kopf sein ... ‚Wieso, die stellen doch die Öfen übers Wochenende ab?‘ – Ich sach: ‚Was?‘ Ich sach: ‚Ham Sie überhaupt eine Vorstellung von einem Stahlwerk‘, ich sach, ‚wo man überhaupt arbeitet?‘ Ich sach: ‚Bei uns werden Montagmorgen die Maschinen angeschmissen, im Dreischichtsystem‘, ich sach, ‚und dann geht das bis Sonnabendabend um zehn Uhr ... und natürlich nachts und sonntags auch!‘ – ‚Och‘, ham die gesagt, ‚das würd’ ich nur zwei Tage machen, dann wär’ ich tot‘. ... Das kann sich mancher Außenstehende gar nicht vorstellen, wie das ist, wenn wir da mittags zur Schicht fahren – und statt in den Garten oder zum Baden zu fahren, müssen wir zur Schicht. Das ist ... “

**Jürgen Mahnke,
Schichtarbeiter**

Einleitung

Arbeit und Zeit

*Ökonomie der Zeit,
darein löst sich
schließlich alle
Ökonomie auf.*

Karl Marx

Schichtarbeit bedeutet nicht einfach schlechtere Arbeitsbedingungen. Die Arbeit selbst scheint ja gleichgültig zu sein gegenüber der Tageszeit, in der sie vollbracht wird. Ob Frühschicht, Spätschicht oder Nachtschicht, die Arbeitsanforderungen bleiben dieselben. – Schichtarbeit, das heißt schlechtere *Lebensbedingungen*, Leben im Rhythmus der Fabrik, der Maschinen. Schichtarbeit bedeutet Arbeit gegen die Natur, Enteignung der Zeit.

Keine Organisationsform der Lohnarbeit macht so überzeugend deutlich, daß Arbeit und Zeit sich nicht trennen lassen. Arbeit bestimmt nicht nur das *Zeitbudget* des Arbeiters. Sie bestimmt auch die *Zeitökonomie*. Konkret gesagt: Wenn jemand zu einer Zeit arbeiten muß, in der sein Körper darauf eingestellt ist zu schlafen, wirkt sich das nicht nur auf seine Arbeitszeit aus. Es hat Folgen auch für die Zeit außerhalb der Arbeit. Der Betreffende muß z.B. schlafen, wenn andere aktiv sind. Er nimmt am Leben der anderen nur begrenzt teil. Und „die anderen“, das sind nicht irgendwelche Leute, son-

dern auch seine Frau und die Kinder, Verwandte und Freunde. „Das Leben“ ist nicht die große Welt – es geht um Geburtstage und Kegelabende, um Kinobesuche und Vereinsarbeit.

Die acht Stunden pro Tag, die einer arbeitet – das ist die eine Seite. Die Art, wie gerade sie sein Leben bestimmen, das ist die andere. Und Schichtarbeit beherrscht das Leben in einem kaum vorstellbaren Ausmaß. Sie setzt einen fremden Zeitrhythmus gegen den sozial dominanten; einen ständig wechselnden Konzentrationszwang gegen das natürliche Bedürfnis nach Aktivität und Aufmerksamkeit.

Damit verändert sich auch die „freie Zeit“. Ihre sinnvollste Ausfüllung durch *Muße*, das heißt durch selbstbestimmt genutzte Zeit, wird bedroht durch den Zwang zur Regeneration, zum verordneten Nichtstun. Kaum eine Organisationsform der Arbeit im Kapitalismus deckt schonungsloser auf als die Schichtarbeit, daß die Gleichung: Fabrikarbeit = Entfremdung; Freizeit = Selbstverwirklichung nicht aufgeht.¹ Schichtarbeit „verschlingt“ die Zeit des Arbeiters in einem prinzipiellen Sinn. Kein Teil der Zeit bleibt davon unberührt.

Wer Schicht arbeitet, gerät deshalb auf spezifische Weise in „Zeitnot“. Er ist gezwungen, sorgfältiger und bewußter mit der verbleibenden Zeit umzugehen. Er muß Strategien entwickeln, diese „Restzeit“ für sich zu nutzen. Denn die verbleibende Zeit ist niemals nur Alltagszeit. Sie ist *Lebenszeit*. Schichtarbeit ist deshalb weit mehr als der äußere

Rahmen einer fremdbestimmten Zeitverwendung. Sie enthält zugleich den Zwang zu einer je individuellen Verarbeitung.

Der französische Philosoph *Lucien Sève* hat die gesellschaftlich aufgenötigte Auseinandersetzung des Individuums mit der Arbeit mit einem „Zeitplan“ verglichen, der die gesamte Biographie bestimmt. Und er bezeichnet diesen Zeitplan überraschenderweise als die *Basis* („Infrastruktur“) der Persönlichkeit², d. h. als dasjenige Merkmal, das die konkrete Individualität des einzelnen am deutlichsten prägt.

Schichtarbeit – hieße das für unseren Zusammenhang – ist ein zentraler Bestandteil sozialer Identität, und zwar in biographischer Perspektive. Sie prägt den Tag und den Lebenszyklus nicht nur von außen. Sie hinterläßt auch tiefe Spuren im „Innern“ der Persönlichkeit. Schichtarbeit läßt sich nicht einfach fassen als eine bestimmte Art der Arbeitsorganisation. Sie ist ein Eingriff in die Verfügung über Lebenszeit. Und dieser Eingriff muß bewältigt werden – jeden Tag. Er trifft nicht allein den Schichtarbeiter. Er wirkt sich aus auf die Familie, die Beziehung zum Ehepartner, auf die Organisation der Lebenswelt. Er begrenzt die sozialen Kontakte, die notwendig sind, und schafft Freiräume, deren Ausfüllung erst gelernt werden muß.

Deshalb läßt sich Schichtarbeit nicht einlinig beschreiben. Kaum ein Schichtarbeiter hat sich seinen Status bewußt und freiwillig gewählt. Schichtarbeit ist ein „Lernprozeß“ mit sehr unterschiedli-

chen Aspekten. Im folgenden sollen fünf Problem-
aspekte unterschieden werden, die in biographi-
schen Erzählungen von Schichtarbeitern und ihren
Frauen eine besondere Rolle spielen:

- der häufig zufällige Weg zum Schichtarbeiter (I);
- die psychischen und physischen Belastungen, an
die sich niemand gewöhnen kann (II);
- die unvermeidlichen Auswirkungen auf das
Familienleben (III);
- die erzwungene Ausgrenzung aus den herrschen-
den sozialen Zeitrhythmen einer Feierabend-
und Wochenendgesellschaft (IV)
und
- die sehr individuellen Bewältigungsstrategien,
die jeder finden muß (V).

Dabei wird deutlich, daß niemand mit Schichtar-
beit einfach „fertig“ wird. Schichtarbeit ist mehr als
bloßes Geldverdienen. Sie ist *Lebensarbeit*. Keine
Theorie und keine empirische Untersuchung bele-
gen das eindrucksvoller als Erzählungen von
Schichtarbeitern und ihren Frauen.

I

***„ ... wir sind ja alle
nicht als Schichtarbeiter
auf die Welt gekommen ...“***

Wie man Schichtarbeiter wird



„Wir sind ja alle nicht als Schichtarbeiter auf die Welt gekommen, sondern da sind wir ja erst zu gemacht worden in irgendeiner Form.“
(Peter Kersting)

Schichtarbeiter wird man nicht aus freien Stücken. Das machen die erzählten Lebensgeschichten deutlich. Über Anlaß und Umstände ihres Eintritts in die Hütte, darüber wie sie zu Schichtarbeitern „gemacht“ wurden, erzählen die Kollegen von Klöckner z. T. sehr ausführlich.

„Du mußtest an Geld rankommen – wie, das war mir in dem Moment ganz egal“

*Ernst Hellberg (45)** z. B. gehört zur ersten Generation der Klöcknerarbeiter. Kurz nach Inbetriebnahme des auf der „grünen Wiese“ errichteten Werkes ist er in die Hütte eingetreten. Er ist auf einem kleinen Moorbauernhof aufgewachsen. Nach der Schulentlassung arbeitet er auf dem elterlichen Hof mit. Die wirtschaftlichen Verhältnisse

* Alle Alters- und Zeitangaben beziehen sich auf den Zeitpunkt der Interviewdurchführung.

des Betriebes ermöglichen ihm jedoch nicht, sich eine eigene Existenz aufzubauen. Nachdem er vorübergehend in einer Torffabrik gearbeitet hat, sieht er sich als Neunzehnjähriger nach anderen Möglichkeiten um. Ernst Hellberg erzählt:

*„Damals war es noch schlecht auf dem Lande. Da haben wir gesagt: ‚Denn müssen wir nach Bremen hin. Da sind die Arbeitsmöglichkeiten denn doch besser.‘ Da ging es damals auch gerade aufwärts mit der Wirtschaft. ‚Müssen wir sehen, daß wir in Bremen Arbeit kriegen.‘ ...
Ich hab mir damals gesagt: ‚Ich hab nichts gelernt. Das haben wir irgendwie verpaßt.‘ Da haben meine Eltern auch etwas Schuld gehabt. Und jetzt muß ich irgendwie in einen Großbetrieb rein, um da ein bißchen weiterzukommen und da einen festen Arbeitsplatz zu kriegen. Und da war die größte Chance in einem neuen Betrieb, der jetzt neu angesiedelt wurde.“*

Wegen der mangelnden Arbeitsmöglichkeiten auf dem Land orientiert sich Ernst Hellberg bei seiner Arbeitsplatzsuche nach Bremen. Daß ihm ohne Berufsausbildung nicht viele Möglichkeiten offenstehen, weiß er recht gut. Er nutzt die „Chance“, die ein neu angesiedelter Betrieb für einen „festen“ Arbeitsplatz bietet, um sich eine eigenständige, von den Eltern unabhängige Existenz aufbauen zu können.

Wie Ernst Hellberg geht es in den fünfziger Jahren vielen. Die beginnende Umstrukturierung der

Landwirtschaft mit der Tendenz zur Intensivierung der Produktion, Spezialisierung und Technisierung führt dazu, daß sich die Zahl der Beschäftigten in der Landwirtschaft drastisch verringert. Familienarbeitskräfte müssen ausscheiden, die Existenz kleinbäuerlicher Betriebe wird zunehmend in Frage gestellt bzw. ganz unmöglich gemacht. Insbesondere für die nachwachsende Generation kann der elterliche Hof keine Zukunftsperspektive mehr bieten. Neuangesiedelte Großbetriebe wie die Klöckner-Hütte üben daher gerade auf die Landbevölkerung eine gewisse Sogwirkung aus.

Aber auch für ganz andere Berufsgruppen ist die Klöckner-Hütte wegen ihres vergleichsweise hohen Lohnniveaus attraktiv. *Peter Kersting* (43) z. B. ist von Beruf Koch. Er hat vor zwanzig Jahren in der Hütte angefangen. Kurz nach seiner Familiengründung muß er sich hoch verschulden, um die unangemessenen Mietvorauszahlungsförderungen für seine Wohnung erfüllen zu können. Unerwartet verliert er seinen Arbeitsplatz. Peter Kersting erzählt:

„Da war ich natürlich mit den Nerven weg, am Ende. Die Wohnung und 3000 Mark am Hals als Kredit, die ich zurückzahlen mußte, und keine Arbeit. Ich war fix und fertig ...

Da hab ich Schnodd und Tränen geheult. Ich war so fertig, allein schon durch das Bewußtsein, dieses für mich oder für uns wahnsinnige Geld zurückzahlen zu müssen, ohne die Grundlage eines Arbeitsplatzes zu haben.“

Auch *Gisela Kersting* (44) erinnert sich an diese dramatische Situation. Sie fühlt sich allerdings weniger durch den finanziellen Druck bedroht. Vielmehr belastet sie die Tatsache, daß ihr Mann sich „verschließt“ und sie ihm nicht helfen kann.

„Ja, vor allen Dingen, ich stand da, ich wußte gar nicht, was ich mit ihm anfangen sollte. Er war so richtig verschlossen. Er rannte da ... bei den Schwiegereltern im Garten immer so rauf und runter (Gisela und Peter Kersting sind anläßlich einer Familienfeier bei Peter K.s Eltern in Bremen). Und da wollt' ich ihn was fragen. Er war nicht ansprechbar. Also, der muß innerlich ganz aufgelöst gewesen sein. Im nachhinein hab' ich das denn kapiert, nech. Also Familie am Hals, 3000 Mark Schulden und keine Arbeit ... Mich hat das nicht so getroffen. Irgendwie, weil ich ja ... ich hatte im Hintergrund, na ja, du kannst ja mit der Susanne immer noch zu der alten Arbeitsstelle gehen und da noch Geld verdienen. Aber daß das nicht gereicht hätte, das habe ich gar nicht so genau überlegt. Und Peter ist sowieso so'n Mensch, der mit Schulden überhaupt nix zu tun haben will. Und der hat ja diese 3000 Mark Schulden so als einen riesigen Berg gesehen. Ich weiß nicht, da konnt' ich ihm überhaupt nicht helfen. Und da waren ja nun beide Väter und der Onkel, die haben ja nun praktisch geholfen. Und da ist er dann auch so drüber weggekommen, nech.“

Obwohl Gisela Kersting die Verantwortung für den Unterhalt der Familie nicht allein ihrem Mann zuschreibt – selbstverständlich geht sie davon aus, daß auch sie Geld verdienen kann –, vermag sie Peter Kersting nicht zu entlasten.

In dieser ausweglos erscheinenden Situation wird Peter Kersting von einem Onkel, der bei Klöckner arbeitet, beraten:

„Der sagte: ‚Mensch, Geld brauchste, komm doch mal zu uns, fängst bei uns an. Ist doch scheißegal. Hauptsache, du brauchst jetzt erst mal Geld. Da mußt du was verdienen.‘“

Peter Kersting ist skeptisch: *„Hab’ doch noch nie in ’ne Fabrik gearbeitet.“* Er folgt dennoch dem Vorschlag des Onkels und fängt 1962 bei Klöckner an. Unter dem Druck seiner Situation stellt er angesichts der Verdienstmöglichkeiten seine Bedenken zurück:

„Ich sag’: ‚Was soll ich denn machen. Ich hab’ doch noch nie in ’ne Fabrik gearbeitet.‘ ‚Scheißegal‘, sagt er, ‚du kommst morgen früh her, meldest dich am Tor, und denn hol’ ich dich da ab; und denn fahren wir ein, und denn werden wir schon sehen.‘ – Ja, ich denn am Morgen dahin gefahren, er mich abgeholt, denn rein zum Arbeitseinsatz. Und denn haben wir das klargemacht. ‚Ja, in der Flämmerei fängt er an.‘ Ja, ich bin in der Flämmerei angefangen. Damals konnt’ man da, 1962, da konnt’ man auf der Hütte noch Geld verdienen im Gegensatz zu anderen Betrieben.“

Tor 1

KLOCKNER

KLOCKNER



Den Wechsel in die Großindustrie, der für ihn zugleich die Aufgabe eines qualifizierten handwerklichen Berufs bedeutet, nimmt er ebenso in Kauf wie den Umzug von Süddeutschland nach Bremen. Im Vordergrund steht die Lösung seiner materiellen Zwangssituation.

Materielle Gründe sind es auch, die *Jürgen Mahnke* (42), einen gelernten Kfz-Schlosser, vor zwanzig Jahren veranlassen, bei Klöckner anzufangen. Seine Freundin erwartet ein Kind. Er „*muß*“ heiraten. Da er glaubt, von seinem damaligen Lohn keine Familie ernähren zu können, kündigt er Hals über Kopf und bemüht sich um eine Stelle, wo er mehr verdienen kann.

„Ich mußte, wir mußten heiraten. Und ich mußte unbedingt Geld verdienen. Von dem Geld, was ich da an der Bahn verdient habe, da konnten wir einfach nicht von existieren.“

Obwohl sie mit seiner überstürzten Kündigung damals nicht einverstanden ist, versucht *Monika Mahnke*, ihren Mann zu verstehen:

„Ja, und dann war’s auf einmal so weit. Dann mußten wir heiraten ... Jürgen hat das ein bißchen mitgenommen. Der war zu der Zeit an der Bahn beschäftigt. Ja, und meiner Meinung nach hätte er da bleiben müssen. Aber er hat nicht durchhalten können; der ist einfach durchgedreht. Er verdiente nicht so viel Geld, um drei, um eine Familie zu ernähren. Und da hat er gekündigt.“

Wie Peter Kersting erhält Jürgen Mahnke den Tip, bei Klöckner anzufangen, von einem Verwandten, der auch dort arbeitet.

„Und in Bremen wohnte meine Cousine; und der Mann, der war auch bei Klöckner beschäftigt. Und der sagte: ‚Mensch‘, sagt der, ‚du, die stellen da bei Klöckner welche ein.““ (Jürgen Mahnke)

Jürgen Mahnke tritt in die Hütte ein. Über seine damaligen Überlegungen erzählt er:

„Naja, ich hab' gedacht: ‚Hauptsache, erst mal verheiratet.‘ Und jetzt ging das los. Jetzt mußttest du irgendwie sehen. Du mußttest an Geld rankommen – wie, das war mir in dem Moment ganz egal.“

Jürgen Mahnkes bedrängende Situation, die er durch seine überstürzte Kündigung mit herbeigeführt hat, erlaubt ihm keinerlei Handlungsspielraum. Die Notwendigkeit, genügend Geld zu verdienen, um seine Familie ernähren zu können, zwingt ihn, als Schichtarbeiter im Stahlwerk anzufangen. Daß er nicht seiner Qualifikation entsprechend beschäftigt wird, nimmt er in Kauf. Ansprüche an den Inhalt seiner Arbeit stellt er zurück.

Walter Schulz (41) ist seit 1966 bei Klöckner beschäftigt. Die finanziellen Verhältnisse seiner Eltern lassen es nicht zu, daß er nach der Schulentlassung seinem Wunsch entsprechend eine Lehre als Elektriker machen kann. Zunächst arbeitet er in der Landwirtschaft, dann im Handel, in den fol-

genden Jahren überwiegend im Baugewerbe, häufig „auf Montage“. Er kommt in der ganzen BRD herum, ist ständig „auf Achse“. Dreizehn Jahre lang. „Seßhaft“ wird er, als er seine Frau kennenlernt.

„Meine Frau hatte schon 'ne Wohnung in Bremen; und so bin ich praktisch nach Bremen gekommen. Und denn gleich nach Klöckner hingegangen, gefragt. – ‚Ja, Sie können anfangen.‘ – Ja, und dann bin ich da angefangen.“

Walter Schulz verliert nicht viele Worte darüber, warum er ausgerechnet bei Klöckner eine Arbeit annimmt. Ohne Berufsabschluß hat er – wie Ernst Hellberg – vermutlich keine großen Wahlmöglichkeiten. Und Schichtarbeit wird infolge der Zulagen immer noch „besser“ bezahlt als die meisten anderen Fabrikarbeiten.

Heirat und Geburt seines Sohnes sind für *Thomas Witte* (29) nach negativen Schulerfahrungen, drei abgebrochenen Lehren, Bundeswehrzeit und verschiedenen Arbeitsstellen, auf denen er nur kurzfristig bleibt, Anlaß, sich um eine Umschulung zu bemühen. Das Arbeitsamt vermittelt ihn in eine Umschulungsmaßnahme zum Betriebsschlosser, die bei Klöckner durchgeführt wird. Thomas W. erzählt, wie es dazu gekommen ist:

„Also, ich bin hingegangen (zum Arbeitsamt) mit der Idee, mich beraten zu lassen, ob ich eventuell ins graphische Gewerbe reinkomme. Und da sagt

der: „Was halten Sie davon, Schlosser zu werden? Ja, so war das. Ich sach: ‚Ja, das ist gut, das ist prima. Schlosser wollt‘ ich immer schon werden.‘ Ja, und dann haben wir das durchgesprochen. Ich habe mir nie vorher Gedanken darüber gemacht, Schlosser zu werden. Ich hab ‘n paar Kumpel, die waren oder sind gelernte Schlosser; und ich weiß, was die machen, wußte das damals schon. Aber daß das auf mich mal zukommt ... Klar, Schlosser wollt‘ ich werden. War natürlich klar, nech, weil ich erst mal umschulen wollte. Ich wußte, da hast du zwei Jahre erst mal ‘ne gesicherte Existenz, wo dein Geld läufft. Familie hast du, das Geld muß laufen. Du hast auch Ansprüche an dein Leben. Das Auto will bezahlt werden.“

Thomas Witte macht keinen Hehl daraus, daß sein Interesse an der Umschulung in erster Linie materiell begründet ist. Nach seinen häufigen Arbeitsplatzwechseln verspricht er sich von der Umschulung erst einmal für zwei Jahre eine „gesicherte Existenz“. Die Verantwortung für die Familie bringt ihn dazu, Perspektiven für sein Leben zu entwickeln. Bevor er familiär gebunden war, hat er eher gedacht, „nach mir die Sintflut“.

„Aber wenn du ‘ne Familie hast, dann denkst du eben anders. Das ist klar. Ich glaube, wenn ich nur verheiratet gewesen wäre, ohne Kind, dann wär‘ ich vielleicht auch nicht so weit gekommen, daß ich umgeschult hätte, mir ‘n Beruf zugelegt hätte.“

Mit der Umschulung verbindet Thomas Witte also keine konkreten Berufsvorstellungen oder Ansprüche an die Inhalte der Arbeit, sondern er erhofft sich längerfristig eine größere Arbeitsplatzsicherheit.

„Das ist schon 'ne Sache, die ich mir überlegt habe, daß ich da als ungelernter Arbeiter immer der bin, der als erster wieder rausfliegt und als letzter wieder 'ne neue Arbeit kriegt. Deswegen hab' ich das auch irgendwann gemacht.“

Nach Abschluß der Umschulungsmaßnahme werden Thomas Witte und die anderen Umschüler von Klöckner übernommen. Daß er Schichtarbeiter wird, beruht also letztlich auf dem Zufall, daß die von ihm wahrgenommene Umschulungsmaßnahme bei Klöckner durchgeführt wird.

So unterschiedlich die konkreten Anlässe und Umstände ihres Eintritts in die Klöckner-Hütte auch sind, gemeinsam ist Ernst Hellberg, Peter Kersting, Jürgen Mahnke, Walter Schulz und Thomas Witte, daß sie sich in einer existenziell bedrohlichen Situation befinden, die ihnen kaum Handlungsspielraum läßt. Unter dem Druck, für sich und ihre Familien den Lebensunterhalt gewährleisten zu müssen, sind sie gezwungen, die Arbeit anzunehmen, die sich bietet und die ihnen ein „ausreichendes“ Einkommen sichert. Die Bedingungen der Schichtarbeit hat sich keiner von ihnen ausgesucht. Sie werden den Kollegen mit dem Eintritt in

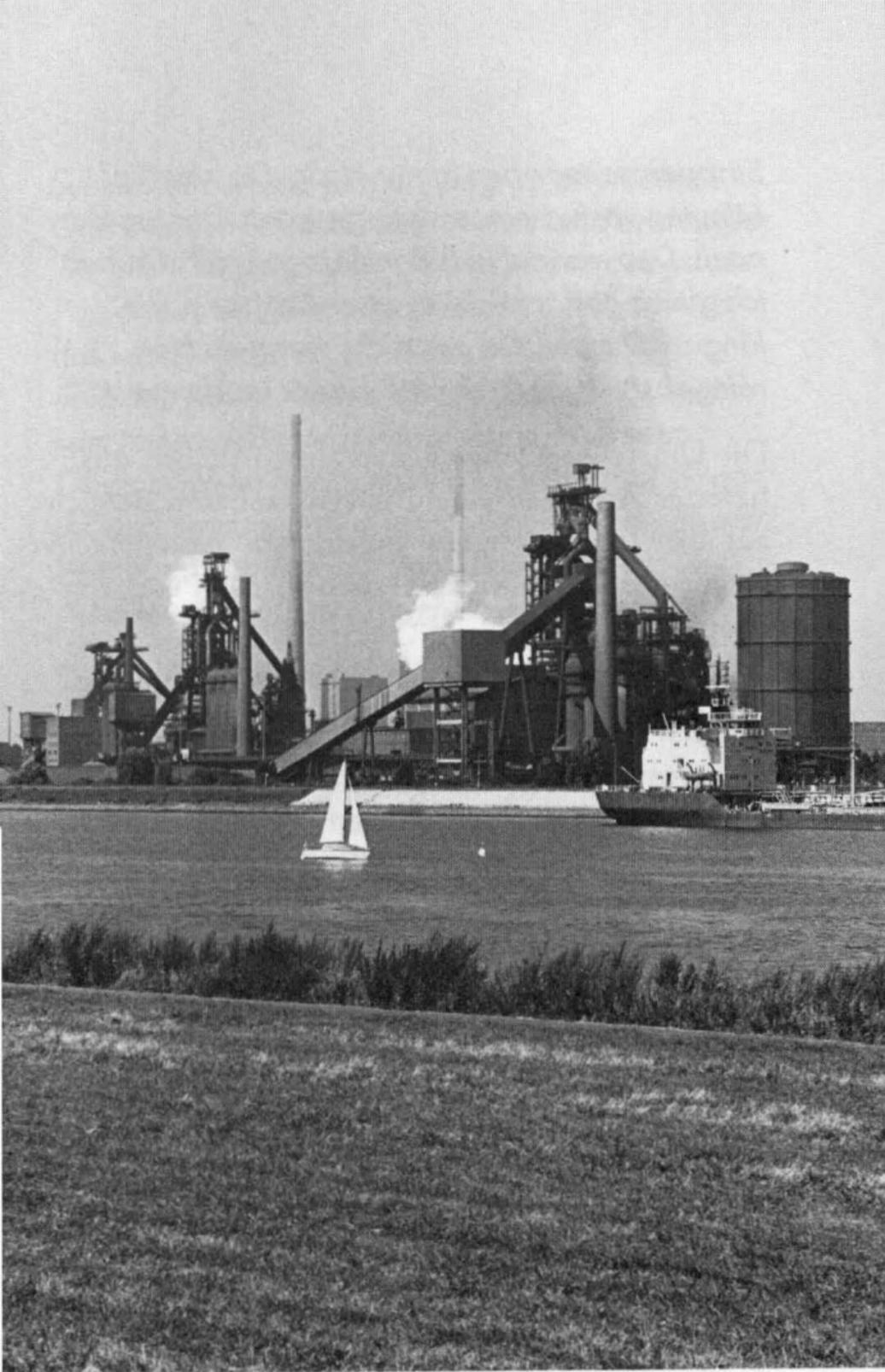
den Betrieb aufgenötigt; und sie müssen sich darauf einstellen.

„Ich bin damals bei Klöckner angefangen, das hieß Schichtbetrieb. Und da hab' ich mich damals gleich drauf eingestellt.“ (Walter Schulz)

„Hier bleibste nicht lange“

Obwohl sie bereit sind, sich auf die Schichtarbeit „einzustellen“, können sich die Kollegen nach ihren ersten Erfahrungen in der Hütte kaum vorstellen, daß sie es lange dort aushalten. Die ungewohnten Arbeitsbedingungen in einem industriellen Großbetrieb belasten sie ebenso wie die Schichtarbeit. Jürgen Mahnke schildert seinen Arbeitsbeginn bei Klöckner außerordentlich dramatisch:

„Ja, und da hat man mich in so eine Abteilung reingesteckt. Da war dann so 'n flotter Hirsch da. Wenn man da am Einfädeln war, dann jagte der schon mit dem Fahrrad an der Anlage lang – also beim Einfädeln hinten, wenn das Blech eingefädelt wurde, bis vorne wieder zu seinem Steuerpult. ‚Au‘, hab' ich gedacht, ‚Mann, Mann, Mann.‘ ... Zu der Zeit, da hatten se bald jeden zweiten Tag 'n Toten. Und da hab ich gedacht: ‚Au, Mensch du, hier ist aber 'ne Knochenmühle.‘ Und denn ging das los mit der Schichtarbeit. Da bin ich mittags mal zur Schicht gekommen, da waren die



Strippenzieher oben in der Halle. Da war fünf Minuten vorher einer runtergesehelt. Der lag da noch. Der war auf 'n Betonklotz geknallt. Da hab' ich gleich gedacht: ‚Nee, also, das hier noch länger? Du weißt ja gar nicht, wenn du hier reingehst, ob du noch mal wieder rauskommst.‘ “

Die Umstellung von eigenverantwortlicher, qualifizierter Arbeit in einem überschaubaren Bereich auf die Tätigkeit eines angelernten Arbeiters in einem großen Industriebetrieb macht Peter Kersting zu schaffen.

„Ja, angefangen hab' ich in der Flämmerei. Erst hatt' ich von der ganzen Materie keine Ahnung. Das war für mich ein sehr starker Umbruch. Wenn man überlegt, daß ich da unten jahrelang gekocht hab', mehr oder weniger selbständig als Alleinkoch – mit Einkauf, Speisekarten schreiben und Abrechnung machen. Also, da hab' ich eigenverantwortlich die Küche geführt. Hab' auch mal die Küche ein gutes halbes Jahr stellvertretend als Küchenchef mit drei Lehrlingen geführt ... Und jetzt plötzlich komm' ich in 'ne Fabrik. Da bist du erst mal ein Garnix, fängst ganz frisch an.“

Insbesondere die Behandlung durch Vorgesetzte empfindet er als „erniedrigend“.

„Und das erste, was ich in der Flämmerei machen mußte – da sagt der zweite Ingenieur: ‚Sie sind der Kersting? Na, dann kommen Sie mal mit.‘ Dann nahm der da einen Schweißdraht, ging an‘

Schleifstein, spitzte den an, bog da oben einen Griff dran, drückte mir den in die Hand und sagte: ‚So, und jetzt gehen Sie rum und picken das ganze Papier auf; und denn verbrennen Sie das.‘ Also, das war für mich so, als wenn mir einer ‘nen eiskalten Kübel Wasser über’n Kopf gießt ... Ich kam mir so richtig erniedrigt vor im Moment. Obwohl ich im nachhinein, als ich erst mal länger da war, merkte, daß es dort so gang und gäbe ist. Wer eben neu anfängt, muß eben so diese Arbeiten machen, ausfegen oder sauber machen.“

Trotz dieser negativen Anfangserfahrungen gefällt Peter K. die Arbeit bei Klöckner überraschend gut.

„Wie ich denn hier bei Klöckner gearbeitet habe, gefiel mir das plötzlich blendend im Gegensatz zur Kocherei. Was ich da für Maloche mitgemacht habe. Hier ging ich morgens meinetwegen um sechs hin, und um zwei hab’ ich meinen Klumpatsch in die Ecke gestellt und bin nach Hause gefahren. Ich fand das herrlich. Ob das nun ‘ne Frühschicht oder ‘ne Spätschicht oder ‘ne Nachtschicht war. Als Koch hab’ ich auch bis in die Nacht gearbeitet. Das hat mir absolut nix ausgemacht. Ich fand das wunderbar. Und hab’ noch ‘ne Masse Geld dabei verdient.“

„Arbeitszeitmäßig“ empfindet er die Umstellung als positiv. Im Gegensatz zu seinen Kollegen macht ihm die Schichtarbeit zunächst wenig zu schaffen. Sie bedeutet für ihn erst einmal „geregelter Arbeitszeit“.

„... die Arbeitsweise plötzlich inner Fabrik, also bei Klöckner, war für mich im Moment im Gegensatz zur Kocherei, zur Gastronomie, also einfach grundlegend anders. Also positiver für mich, rein arbeitszeitmäßig ... Nach acht Stunden hab' ich Feierabend gehabt, was es in der Gastronomie einfach nicht gibt. Und wenn ich bei Klöckner 'ne Überschicht mache, dann kriege ich die honoriert, also stundenweise bezahlt, für die Zeit, die ich da bin. Das gibt es auch in der Gastronomie nicht ... Das fand ich unheimlich gut. Auch schön Feierabend machen. Und dann fährst du nach Hause, Schluß, Feierabend.“

Peter Kersting betont jedoch ausdrücklich, daß diese vorläufig positive Einschätzung der Schichtarbeit auf seine Erfahrungen mit den „*furchtbaren Arbeitsbedingungen*“ in der Gastronomie Mitte der fünfziger Jahre zurückzuführen ist. Die Tatsache, daß die Arbeitszeit „*geregelt*“ ist, läßt die Belastungen, die der Schichtrhythmus mit sich bringt, für ihn anfangs in den Hintergrund treten:

„Nach diesen furchtbaren Arbeitsbedingungen und dem Streß in der Gastronomie war das, plötzlich nur acht Stunden arbeiten zu müssen, im Moment so 'ne Hochstimmung. So, Mensch, nach acht Stunden ist Feierabend. Kannst' nach Hause gehen. Und da hat man das als angenehm empfunden.“

Für den neunzehnjährigen Ernst Hellberg stehen zu Beginn seiner Schichtarbeiterexistenz vor allem

die Probleme im Vordergrund, die ihm die Schicht- und Sonntagsarbeit im Zusammenhang mit der Beziehung zu seiner Freundin bereitet.

„Ja, und nun ging das mit der Schichtarbeit los. Das war ja ein Großbetrieb. Und im Großbetrieb wird rund um die Uhr gearbeitet. Da mußten wir schon gleich Schicht machen und vor allen Dingen auch sonntags arbeiten. Und das war sehr schwierig, weil man da noch jugendlich war und denn schon 'ne Freundin hatte ... Das war ein großes Problem. Die wollte denn sonntags ausgehen. Ja, und denn mußten wir sonnabends, sonntags arbeiten. Spätschicht, Nachtschicht und so.“

Die Schwierigkeiten, seine persönlichen Bedürfnisse sowie die Ansprüche der Freundin mit der Schichtarbeit zu vereinbaren, erscheinen Ernst Hellberg unüberwindlich. Er trägt sich mit dem Gedanken, die Arbeit bald wieder aufzugeben.

„Wie ich da angefangen bin, vor allem, wo ich noch nicht verheiratet war, wo es sehr schwer war, als Junggeselle Schichtarbeit zu machen, hab' ich immer gesagt: ‚Hier bleibste nicht lange. Da hörst du bald wieder auf.‘ Diese Schichtarbeit und sonntags arbeiten und so ... Am Anfang hab' ich gedacht: ‚Ach erst mal vielleicht ein Jahr, um zu sehen.‘“

Daß er einmal fünfundzwanzig Jahre Schichtarbeit machen würde, hat er sich am Anfang „nie träumen lassen“. Doch Ernst Hellberg „muß“ heiraten.

Damit erübrigt sich für ihn die Suche nach einer anderen Arbeitsstelle. Er ist auf den regelmäßigen Lohn angewiesen, um seine Familie ernähren zu können. Das in der Zeit vor der Heirat akute Problem, den Schichtrythmus mit den Bedürfnissen seiner (späteren) Frau zu vereinbaren, betrachtet Ernst H. mit der Eheschließung als weitgehend gelöst: *„Wenn man verheiratet ist, dann geht das. Dann kann man sich drauf einstellen.“*

Thomas Witte versucht, gleich am Anfang aus seinen negativen Erfahrungen mit der Schichtarbeit Konsequenzen zu ziehen, indem er sich nach anderen Arbeitsstellen umsieht.

„Na, hab' ich da angefangen mit der Umschulung und hab' denn zwei Jahre später den Facharbeiter gemacht. Und denn ging's ja gleich los mit Schicht. Von einer Woche zur andern, nech. Vorher hatte ich ja nur von montags bis freitags Frühschicht. Und denn ging's eben los mit Schicht... Da hab ich gleich am Anfang gesagt: ‚Schichtarbeit, nee. So 'ne Schicht, so 'n Rhythmus wie diese sieben Tage und so, kein halbes Jahr! Also das geht nicht. Da muß ich mir was ausdenken; das geht nicht.‘ Und da hab' ich mich gleich am Anfang bei mehreren anderen Sachen beworben ... Aber ist nix draus geworden.“

***„Und da hab' ich natürlich auch
gesehen, was es bringt,
die Schichtarbeit, an Geld“***

Trotz ungeheurer Anfangsschwierigkeiten und schockierender Erfahrungen bleiben die Kollegen im Betrieb. Seit vier, fünfzehn, zwanzig oder sogar fünfundzwanzig Jahren arbeiten und leben sie mit dem Schichtplan des Stahlwerks. Daß sie es dort so lange ausgehalten haben, hat im wesentlichen denselben Grund, der auch für ihren Eintritt in die Hütte ausschlaggebend war: durch die Zulagen für Nacht-, Sonn- und Feiertagsarbeit bietet die Tätigkeit bei Klöckner relativ gute Verdienstmöglichkeiten. Vergleichbar bezahlte Stellen ohne Schichtarbeit sind nicht leicht zu bekommen. Bei einem Arbeitsplatzwechsel muß jedenfalls mit erheblichen finanziellen Einbußen gerechnet werden.

Thomas Witte z. B. muß bei seinen Bewerbungen die Erfahrung machen, daß ein Arbeitsplatzwechsel nicht ohne weiteres möglich ist. Seine Arbeitskraft ist trotz der Facharbeiterqualifikation nicht sonderlich „gefragt“. Darüber hinaus stellt er fest, daß die Stellen, die ihm offenstehen, in der Regel weitaus schlechter bezahlt werden als seine Arbeit bei Klöckner.

„Und da hab ich natürlich auch gesehen, was es bringt, die Schichtarbeit, an Geld ... Am Anfang war das 'n Unterschied von über 400 Mark netto zu jemandem, der nicht Schicht macht da, nech.

Mittlerweile ist es ja noch mehr. Der Heinrich (ein Kollege von T.W.), der jetzt mit mir noch Frühschicht macht, der hat 'ne Differenz von 600 Mark. Also von Schicht runter auf Frühschicht, Montag bis Freitag, nech, mit demselben Arbeitsplatz, mit derselben Lohngruppe – das sind knapp 600 Mark netto Unterschied!“

Den durch die Schichtarbeit relativ hohen Lohn hebt auch Peter Kersting hervor. Er vergleicht die Verdienstmöglichkeiten bei Klöckner mit denen in seinem Beruf als Koch.

„Da hatt' ich plötzlich im Monat so 1000 Mark. Vorher hab' ich 500 Mark gehabt – netto. Hatt' ich gut 1000 Mark; und dann steigerte sich das langsam, wurde das immer mehr.“

Daß er bei Klöckner durch die Schichtarbeit mehr verdienen kann als auf seinen früheren Arbeitsplätzen, berichtet auch Jürgen Mahnke:

„Wenn ich bedenke, was ich früher bei der Bahn verdient habe ... Hier bei Klöckner bin ich zwar bloß mit zwei Mark achtzig angefangen, aber durch diese Schichtarbeit und Sonntagsarbeit kamen denn gleich 700, 800 Mark dazu. Da hab' ich immer gedacht: ‚Meine Herren noch mal, wie kann das bloß angehen, daß du die ganze Zeit deine Arbeitskraft schon für so billiges Geld verkauft hast?‘ “

Obwohl Jürgen Mahnke die finanziellen Vorteile schätzt, betont er ausdrücklich, daß die Belastun-

gen der Schichtarbeit nicht mit Geld abgegolten werden können.

„... und Schichtarbeit – normalerweise wird man für diese Schichtarbeit überhaupt gar nicht genug bezahlt. Denn eine Nachtschicht, die kann einem normalerweise keiner bezahlen.“

Friedrich Blomeyer macht selbst nur Frühschicht bei Klöckner. Die Arbeit seiner Kollegen, die Konti-Schicht machen, schätzt er hoch ein. Seiner Meinung nach müssten sie „doppelten Lohn“ bekommen.

„Also, das wär' für mich der Tod gewesen, da Schicht zu machen. Das ist furchtbar. Also, die Menschen, die Schicht machen müssen, die können sie gar nicht genug bezahlen. Das wär' für mich der Tod, nech. Darum sag' ich ja: ‚Die können sie gar nicht genug bezahlen. Die müssen doppelten Lohn haben.‘ Für mich.“

Die vergleichsweise guten Verdienstmöglichkeiten sind nicht der einzige Grund, der die Kollegen materiell an die Schichtarbeit bei Klöckner bindet. Peter Kersting z. B. bekommt kurz nach seinem Eintritt in die Hütte eine Werkswohnung vermittelt.

„Da haben auch welche schon gesagt: ‚Frau arbeitet, und du arbeitest Schicht. Da würd' ich doch keine Schicht mehr machen. Da würd' ich doch schon längst sehen, daß ich woanders auf Tagesarbeit gehe.‘ Ja, das ist einerseits alles ganz

gut und schön. Nur zu der Zeit, als ich bei der Hütte angefangen bin, hat Gisela ja gar nicht gearbeitet, weil die Kinder ja kleiner waren. Und denn braucht' ich auch nachher andern Wohnraum. Und denn war ich da auf der Hütte bei der Wohnungszentrale gemeldet. Und da hat die Hütte mir ja 'ne Wohnung gegeben. Das war 'ne Hüttenwohnung. Mein Mietvertrag hat die Klausel als Anhang, daß ich, wenn ich als Werksrentner oder durch einen Arbeitsunfall ausscheide, da wohnen bleiben kann. Wenn ich aber jetzt beigehe und will bei Meier oder Müller anfangen und kündige, dann hab ich praktisch gewissermaßen 'ne goldene Fessel am Bein. Das ist so 'ne goldene Fessel. Ich hab zwar 'ne Wohnung, aber eben nur solange, wie ich bei Klöckner arbeite. Und wenn ich da weggehe, dann stellt man mir anheim, „ja, nun müssen Sie aber mal sehen, daß Sie die Wohnung frei machen.“

Sein Mietvertrag sieht vor, daß er für den Fall des Ausscheidens als Invalide oder Werksrentner die Wohnung behalten kann, sie bei einer regulären Kündigung jedoch räumen muß. Diese „Klausel“ empfindet Peter als „goldene Fessel“. Ohne genau informiert zu sein, geht er selbst nach mehr als fünfzehn Jahren davon aus, daß die Regelung nach wie vor Gültigkeit hat:

„Ich bin bisher der Auffassung und Meinung, daß das immer noch Gültigkeit hat... Vielleicht ist das ja

inzwischen auch schon längst widerrufen worden, nur ich weiß es vielleicht gar nicht. Auf jeden Fall fühl' ich mich da immer noch so indirekt gefesselt."

„Was ich jetzt hab', das weiß ich“

Nicht nur die finanziellen „Vorteile“, die die Schichtarbeit mit sich bringt, binden die Kollegen an den Betrieb. Sie allein reichen nicht aus, fünf, zehn, oder gar zwanzig Jahre Schichtarbeit zu bewältigen. Die Kollegen haben sich eingearbeitet und mit den ungewohnten Arbeitsbedingungen arrangiert. Ernst Hellberg, Dieter Kersting, Jürgen Mahnke und Walter Schulz haben durch innerbetriebliche Qualifizierung und langjährige Werkzeuggehörigkeit Positionen als Vorarbeiter erlangt, die sie nicht ohne weiteres aufgeben wollen und können.

Jürgen Mahnke z. B. erreicht nach seinen negativen Anfangserfahrungen die Umsetzung in eine andere Abteilung, wo die Arbeit ihm mehr liegt. Dort hat er inzwischen einen Vorarbeiterposten inne, der ihm auch finanzielle Vorteile bringt.

„Vor anderthalb Jahren hat man denn gesagt, ‚Vertrauensstellung‘, ich könnte da den Vorarbeiter machen. Auch wieder mit unheimlichen Schwierigkeiten. Mit Idiotentest und was weiß ich, was sie mit mir alles angestellt haben. Ich war auch unheimlich dagegen, aber ich

hab' gedacht: „Das ist die letzte Möglichkeit, das Höchste noch auszuschöpfen. Das Geld, das nimmst du auch noch mit.“

Auch Walter Schulz hat eine Position als Vorarbeiter erreicht, die ihm gegenüber der Anfangsphase mehr Spielraum läßt. „*Ich hab's ganz gut geschafft*“, sagt er. Die Möglichkeit, keine Schicht mehr machen zu müssen, sieht er bei Klöckner nicht gegeben. „*Dann müßte man da jetzt ganz weg von Klöckner.*“ Walter Schulz beschreibt, was ein Arbeitsplatzwechsel für ihn bedeuten würde:

„Was findet man da jetzt? Und wenn man jetzt was findet, dann ist man wieder der Letzte und macht die Dreckarbeit. Und wenn denn irgendwie mal 'ne flauere Zeit kommt, der Letzte, der geht wieder. Das ist eben das. Und, ehrlich gesagt, warum soll ich jetzt da irgendwie abhauen? Wo ich jetzt fünfzehn Jahre bin? Ich habe jetzt gute Arbeit, nech. Und warum soll ich da irgendwie jetzt abhauen? Ich meine, dann muß man das eben irgendwie in Kauf nehmen, die Schichtarbeit.“

Mit einem Arbeitsplatzwechsel ist für Walter Schulz nicht nur die Aufgabe einer durch lange Betriebszugehörigkeit erreichten relativen Sicherheit des Arbeitsplatzes verbunden. Zugleich würde er eine Position verlieren, die er sich in einem anderen Betrieb erst wieder erarbeiten müßte. Wieder von vorne anzufangen, der „*Letzte*“ zu sein und wieder die „*Dreckarbeit*“ machen zu müssen, ist keine verlockende Perspektive. Die Risiken eines

Arbeitsplatzwechsels sind ihm zu groß. Stattdessen nimmt Walter Schulz lieber weiterhin die Schichtarbeit in Kauf.

Thomas Witte ist erst seit vier Jahren auf der Hütte. Auf der einen Seite betont er, *“ich mach’ das nur wegen dem Geld“*. Auf der anderen Seite ist er nicht nur aus finanziellen Gründen *„ganz froh“*, daß aus seinen verschiedenen Bewerbungen nichts geworden ist:

„Bin auch ganz froh darüber mittlerweile, weil, was ich jetzt hab, das weiß ich.“

Er schildert, was ihm in seinem jetzigen Arbeitszusammenhang wichtig ist:

„Ich könnte mich also auch bemühen um einen Arbeitsplatz bei Klöckner, wo ich nicht Konti-Schicht machen müßte. Aber denn ist es so ... Ich bin jetzt auf ’ner Schicht seit vier Jahren. Ich kenn’ die Leute alle. Die kennen mich. Ich hab’ meine Arbeit da. Ich weiß genau, wo ich mich verpissen kann, was ich zu tun habe, was ich tun muß, was ich nicht tun muß. Wenn du irgendwohin kommst, bist du erst mal der Neue. Erst mal bist du der Neue, mußt dich mit den Leuten anfreunden, um erst mal zu sehen, wer hat das Sagen? Und wo kann ich mir was erlauben oder so, ne? Das ist immer so ’ne Sache, irgendwo neu anzufangen ... Ich hab auch immer Ladehemmung, irgendwo neu reinzugehen.“

Für ihn haben vor allem der kollegiale Zusammenhalt und die „kleinen Freiheiten“ Bedeutung, die er sich im gewohnten Arbeitszusammenhang herausnehmen kann. Selbst ein Wechsel innerhalb des Werkes auf Frühschicht wäre für ihn ein Neuanfang, den er scheut.

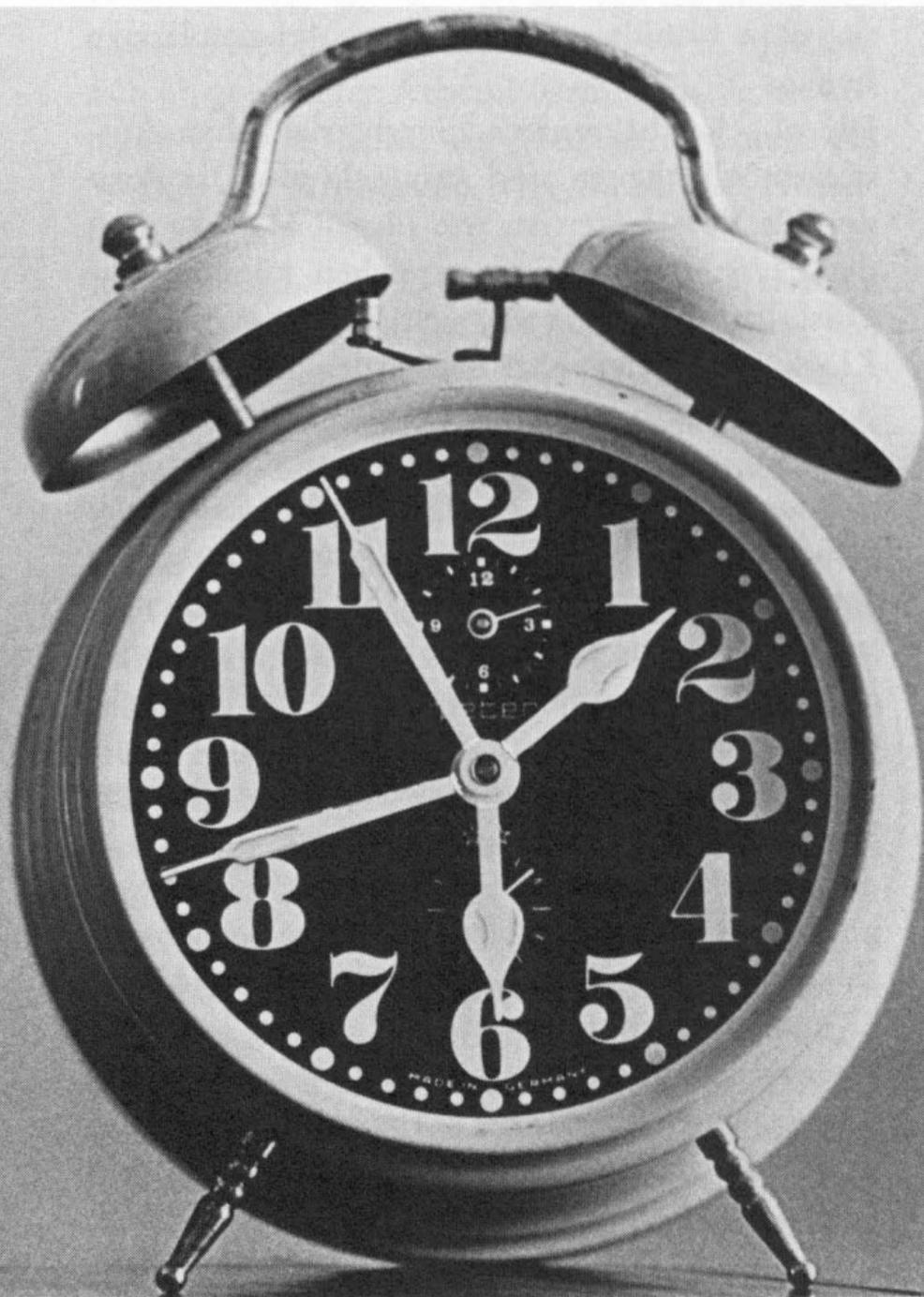
Die anfangs fremden, teilweise schockierenden Arbeitsbedingungen in der Hütte sind inzwischen zum vertrauten und gewohnten Alltag, zur Routine geworden. Man weiß genau, wie die Arbeit läuft; worauf es ankommt und was man nicht unbedingt tun muß. Man kennt die Kollegen, mit denen man auf einer Schicht arbeitet; mit denen man mehr oder weniger gut auskommt. Doch nicht an jedem Arbeitsplatz kann ein kollegialer Zusammenhang entstehen. Wer z. B. allein am Steuerstand einer Anlage sitzt, hat kaum Gelegenheit, Kontakte zu den Arbeitskollegen zu knüpfen oder sich sogar „anzufreunden“, wie Thomas Witte sagt.

Sich mit den schlechten Arbeitsbedingungen der Schichtarbeit zu arrangieren, ist notwendig, um zu „überleben“. Aber es macht sie noch nicht besser. Keiner hat die Schichtarbeit freiwillig gewählt. Es ist der materielle Druck, die Familie zu ernähren, Schulden abzutragen, eine Wohnung zu finanzieren oder sogar auf ein eigenes Haus zu sparen, der die Kollegen zwingt, die Bedingungen der Schichtarbeit zu akzeptieren. Daß es im wesentlichen der gleiche Druck ist, der sie auch heute noch an die Arbeit in der Hütte bindet, wird spätestens dann

deutlich, wenn sie mit dem Gedanken spielen oder sich aktiv bemühen, einen anderen Arbeitsplatz zu finden.

Die ohnehin begrenzten innerbetrieblichen Aufstiegsmöglichkeiten sind ausgeschöpft. Die Position als Vorarbeiter ist, wie Jürgen Mahnke sagt, das „Höchste“, was sie erreichen können. Die Qualifikationen, die sie sich in der Arbeit bei Klöckner angeeignet haben, würden ihnen auf dem Arbeitsmarkt vermutlich wenig nützen. Ohne anerkannten Abschluß als Industriefacharbeiter müßten sie sich wieder als „Ungelernte“ bewerben. Selbst die handwerkliche Berufsausbildung, die einige vorweisen können, bietet heute, nachdem sie seit vielen Jahren nicht mehr in ihrem ursprünglichen Beruf tätig sind, noch weniger eine Perspektive als in der Zeit vor ihrem Eintritt in die Hütte. Bei Klöckner gehören sie inzwischen zur „Stammbelegschaft“. Wenn die Arbeitsplätze – gerade in der aktuellen Krise der Stahlindustrie – auch keineswegs „sicher“ sind, bietet die lange Betriebszugehörigkeit doch mindestens einen gewissen „Kündigungsschutz“.

Angesichts dieser Risiken fällt es besonders schwer, einen vertrauten Arbeitszusammenhang nach zehn oder zwanzig Jahren aufzugeben und „irgendwo neu reinzugehen“. All diese Gründe halten die Kollegen im Betrieb und zwingen sie, mit der Schichtarbeit zu leben.



II
**„ ... weil du gegen den
biologischen Rhythmus
arbeitest“**

Körperliche und psychische
Belastungen der Schichtarbeit

Die Tatsache, daß die Kollegen durchhalten, daß sie sich irgendwie mit der Schichtarbeit „arrangieren“, belegt nun keinesfalls, daß sie dies ohne Probleme und Konflikte tun. Im Gegenteil: alle uns vorliegenden Erzählungen dokumentieren eindrücklich, daß sich die Auseinandersetzung mit der Schichtarbeit durch ihr ganzes Leben zieht.

Wenn Jürgen Mahnke beispielsweise feststellt, *„ja, und mittlerweile bin ich da nun schon zwanzig Jahre in dem Laden“*, steckt hinter dieser Aussage mehr als eine bloße Zeitangabe. *„Zwanzig Jahre in dem Laden“* sind zwanzig Jahre *Schichtarbeit* – zwanzig Jahre lang aufstehen und arbeiten müssen in der Nacht, wenn „normale Leute“ schlafen; am Tag versuchen, den notwendigen Schlaf zu bekommen, wenn „draußen“ alles lebendig ist; zwanzig Jahre Verzicht auf gemeinsame Unternehmungen mit der Familie; arbeiten am Wochenende, auch bei schönstem Wetter, wenn andere baden gehen oder Ausflüge machen ...

Was Schichtarbeit tatsächlich bedeutet, läßt sich zuallererst an den körperlichen und psychischen Belastungen zeigen, die damit verbunden sind. Die Zeitstrukturen, die ihnen durch die Konti-Schicht aufgezwungen werden, empfinden die Kollegen als unnatürlich. Am eigenen Leib stellen sie fest, wie sehr sie ihrem Biorhythmus zuwiderlaufen.

„ ... gerade bei Nachtschicht, da ist meiner Meinung nach der Schlaf das Wichtigste. Zumal der Tagschlaf ja sowieso nicht der Schlaf ist, den du nachts hast, weil du gegen den biologischen Rhythmus arbeitest. Denn wenn ich arbeiten muß, liegen andere im Bett und haben den normalen Schlaf. Dann muß der Nachtschichtarbeiter auf Hochtouren arbeiten, der Organismus. Und das ist eben, weil wir praktisch in 'ner verkehrten Welt leben in 'ner Nachtschicht.“ (Peter Kersting)

Was Peter Kersting hier berichtet, ist wissenschaftlich vielfach bestätigt. Der menschliche Körper unterliegt mit seinen biologischen Funktionen, z.B. der Körpertemperatur, einem zeitlichen Rhythmus, d. h. Schwankungen der Leistungsbereitschaft, die etwa dem 24-Stunden-Rhythmus des Tages entsprechen. Dieser „Biorhythmus“ wird, anders als bei Tieren, nicht so sehr vom periodischen Wechsel von Helligkeit und Dunkelheit bestimmt, sondern in erster Linie durch „soziale Zeitgeber“, durch die dominante Zeitstruktur der sozialen Umwelt: Arbeits- und Schulbeginn am Morgen; Öffnungszeiten der Geschäfte, Ämter, Arztpraxen usw. am Tage; Feierabend, Freizeit und Schlafenszeit am Abend und in der Nacht. Die Abhängigkeit des biologischen Rhythmus von der *sozialen Zeit* hat weitreichende Konsequenzen. Der menschliche Körper läßt sich nicht einfach „umpolen“ durch das Rasseln eines Weckers oder den Druck auf den Lichtschalter. Ein Rhesusaffe kann sich nach vierzehn Tagen vollkommen einem

durch künstliche Beleuchtung verschobenen Tag-Nacht-Wechsel anpassen³; Hühner in Legefabriken lassen sich durch Kunstlicht zu einer Verkürzung ihres biologischen Tagesrhythmus überlisten und legen entsprechend mehr Eier. Der menschliche Organismus bleibt dagegen in seinen Funktionen weitgehend an die herrschende soziale Zeitstruktur gebunden. Schichtarbeiter müssen daher schon rein körperlich permanent den Widerspruch zwischen ihrer Arbeitszeit nach dem Schichtplan, dem Zeitablauf der sozialen Umwelt und dem biologischen Rhythmus ihres Körpers aushalten. Wenn ihre körperlichen Vorgänge verlangsamt und auf Ruhe und Entspannung eingestellt sind, müssen Nachtschichtler gleiche Arbeitsanforderungen erfüllen wie zu Zeiten hoher Leistungsbereitschaft am Tage. Ist ihr Körper dagegen biologisch „wach“ und leistungsbereit und die gesamte soziale Umwelt auf Aktivität eingerichtet, müssen sie schlafen.⁴

„Der Schlaf fehlte irgendwie bei Nachtschicht“

Über seine Schwierigkeiten, während der Nachtschichtperioden ausreichend Schlaf zu finden, erzählt Ernst Hellberg:

„ ... es war 'n bißchen unruhig da in dem Haus, wo wir wohnten, weil das alles zusammenhing. Die

Schlachtereier war da mit dran, und wir waren alle auf einem Flur ... Ich mußte am Tage schlafen, und dann war diese Kammer da, wo wir gewohnt haben, die war im großen Flur. Da war so 'n großer Flur, und da war auch die Klingel. Wenn jemand in die Schlachtereier reinkam, dann ging diese Klingel los ... Und da kann man sich vorstellen, wenn man denn am Tage schlafen muß, weil ich ja Nachtschicht auch hatte, daß das sehr ungünstig war. Der Schlaf fehlte irgendwie bei Nachtschicht. Vor allem, weil die olle Klingel dann immer ging. Ab und zu kam mal einer, ne, und die Verkäuferin, die Tochter von dem Besitzer da, die konnte ja nicht immer im Laden sitzen und warten, bis da jemand kam ... Wir ham schon mal so ab und zu sonnabends die Klingel abgestellt, wenn sie mehr da drin waren. Sonst mußte die ja immer an sein, damit die denn auch hörte, wenn jemand kam, ne. Und das war für mich ungünstig eigentlich. Für Schichtarbeit war das ziemlich unruhig. Aber da war ich ja noch wesentlich jünger in der Zeit, da ging es schon mal etwas eher noch, ne. Ich habe das auch noch nicht so gemerkt, diese Schlaflosigkeit, die heute mir sehr zu schaffen macht. Aber damals ging es noch etwas besser. So ham wir das da vier Jahre ausgehalten, vier Jahre.“

Ernst Hellbergs Tagschlaf wird vor allem durch Lärmbelästigungen im häuslichen Bereich gestört. Die enge und nicht abgeschlossene Wohnung in einem Geschäftshaus kann ihm keinen abgeschirmten Raum bieten, in dem er tagsüber Ruhe findet.

Aber auch, als die Hellbergs ein Haus kaufen, läßt sich das Schlafproblem nicht lösen. Das Schlafzimmer ist ungünstig gelegen, und Ernst Hellberg wird durch den Lärm der Kinder aus der Nachbarschaft und seiner eigenen vier erheblich gestört.

„Wenn die Schichtarbeit einen zuletzt auch irgendwie nerven tut, vor allen Dingen hier, wo die Kinder nun mehr wurden ... Wir hatten ja nun vier Kinder. Die waren klein. Die größeren waren schon ein bißchen verständiger, aber die waren ja auch immer noch zu Hause und ham auch allerhand Krach gemacht. Dann hatten wir auch das Schlafzimmer oben im Hause, da wo wir's ausgebaut hatten. Oben hatten wir das Schlafzimmer. Und vorne im Flur, da war kein Windfang, nichts ... Wenn man reinkam, kam man gleich auf'n Flur und denn ging gleich die Treppe nach oben. Und oben war das Schlafzimmer. Und wenn ich denn am Tage geschlafen habe, wenn ich Nachtschicht hatte, war das schlecht. Die Fenster warn nach hinten, nachem Hof raus. Und da spielten die Kinder denn. Der Nachbar hatte auch Kinder, das konnte man gut hören. Vor allen Dingen bei Nachtschicht, wenn ich am Tage schlafen mußte, war's sehr unruhig. Wenn jemand vorne klingelte und in die Tür reinkam, dann hörte ich gleich alles. Da kam das Gespräch gleich nach oben, weil alles offen war. Und auch hinten war es laut. Das war unterm Dach immer sehr warm im Sommer. Das Fenster hab' ich denn aufgehabt, weil mir das sonst zu warm war. Weil die Kinder im



Hof gespielt haben, kam denn der Schall immer gleich vom Hof so in mein Schlafzimmerfenster rein. Ja, das wurde da schon schlechter mit meinem Schlafen am Tage, wenn ich Nachtschicht gehabt hatte.“

Bei Schichtarbeitern rückt ganz offensichtlich der Schlaf ins Zentrum des Alltags. Ein gewöhnlich eher unbeachtetes Phänomen wird zum sozialen Thema, weil es „zur Unzeit“ praktiziert wird: Die Ladenklingel – üblicherweise Ausdruck der Geschäftigkeit – wird zum Ärgernis. Fröhliches Kindergeschrei – Ausdruck der Lebendigkeit und des Wohlbefindens – gerät zum unerträglichen Störfaktor. Vermutlich passiert umgekehrt dasselbe: Auch der Schichtarbeiter wird als Störfaktor in Familie und Nachbarschaft empfunden. Sein berechtigtes Schlafbedürfnis kann für andere leicht als unangenehme Überempfindlichkeit und Gereiztheit erscheinen.

Die Notwendigkeit des Tagschlafs während der Nachtschichtperioden führt also zwangsläufig nicht nur zur räumlichen, sondern auch zur sozialen „Abschottung“ von der Umwelt. Der Schichtarbeiter lebt in zwei „Welten“, die sich nur schwer miteinander vereinbaren lassen: in der normalen sozialen Welt seiner Umgebung, der er sich nicht vollständig anpassen darf, und in der „verkehrten Welt“ des Schichtrhythmus, dem er folgen muß. „Schlaf-Störungen“ von außen und von innen markieren diesen Konflikt überdeutlich.

„Mein Körper muß sich immer wieder umstellen“

Das Konti-Schichtsystem und die damit verbundenen Zeitverschiebungen fordern Umstellungsleistungen von den Kollegen, die sie nicht ohne Schwierigkeiten bewältigen können.

„ ... Schichtarbeit ist natürlich immer nervenaufreibend, vor allem immer diese kurzen Umstellungen. Immer wenn ich jetzt von der Frühschicht komme – ich hab' sonnabends noch Frühschicht –, muß ich sonntags wieder auf Nachtschicht. Das ganze Familienleben muß sich immer wieder umstellen; und die Frau muß sich immer wieder umstellen; mein Körper muß sich auch immer wieder umstellen ... Die ersten zwei Nächte sind noch nicht mal die schlimmsten, aber wenn das denn in die dritte oder vierte Nacht geht, dann fängt das unheimlich an zu kneifen. Wenn das so morgens gegen vier, halb fünf wird, dann weiß man nämlich gar nicht mehr, wo die Nerven überhaupt sind, wenn das alles anfängt, zu kribbeln und zu arbeiten.“ (Jürgen Mahnke)

Daß sich der menschliche Körper nicht beliebig umstellen kann, macht Jürgen Mahnke deutlich. Er beschreibt, daß sich sein Körper gegen die immer wiederkehrenden Umstellungsanforderungen wehrt. Wie die Eingriffe in die natürlichen Zeitstrukturen seine körperlichen Funktionen in



erheblichem Ausmaß beeinträchtigen, berichtet auch Thomas Witte:

„Nach der ersten Nachtschichtperiode, zum Beispiel, da hab ich gleich die ersten sieben Tage – wir ham ja sieben Tage Nachtschicht –, hatt' ich gleich die Schwierigkeiten mit der Scheißerei, nich. Das geht unheimlich auf die Verdauung ... Denn komm' ich durcheinander. Ich hab', ich weiß nicht, ob ich mir das einbilde, ich hab so meine festen Zeiten, wo ich auf Klo muß. Oder ich muß zumindest einmal am Tag auf Klo und da 'nen dicken Haufen reinhaun. Und wenn du Nachtschicht hast, die ersten drei, vier, fünf Nachtschichten stellst dich erst mal um, der ganze Körper. Und dann biste soweit, daß du dich umgestellt hast, dann ist die Nachtschicht schon zuende. Dann hast du vier freie Tage. Und denn ... nach den vier freien Tagen hab ich 'ne Zeitlang immer den Freitag, die erste Nacht, die frei war, bin ich saufen gegangen, 'ne Zeit lang, ne. Weil ich da unheimlich fit war, weil ich da wach war ... Ich brauchte die vier Tage auch, um meinen Körper wieder – daß der sich wieder daran gewöhnte. Ich kam total durcheinander. Denn bin ich mitten in der Nacht auch mal aufgestanden – also die vier freien Tage nach der Nachtschicht –, bin ich Sonntagabend denn nachts um eins aufgestanden und auf Klo gegangen. Bin ich also aufgewacht, weil ich scheißen mußte. Normalerweise wacht man nicht davon auf, oder man geht vorher, tagsüber auf Klo und geht dann erst wieder 'n

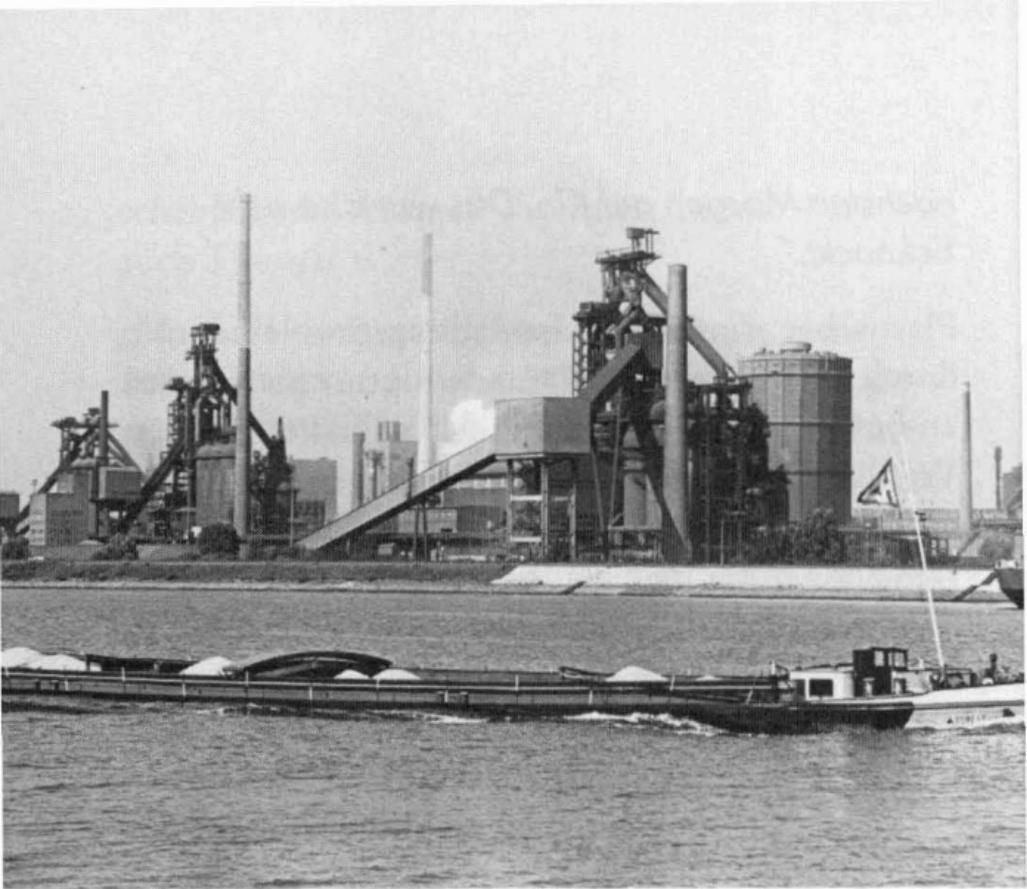
nächsten Morgen auf Klo. Das war also echt beknackt.“

Plastischer sind die Umstellungsprobleme, die durch die Konti-Schicht aufgenötigt werden, kaum zu beschreiben. Der Entzug der selbstbestimmten Verfügung über die Zeit hat Störungen zur Folge, die tief in den „Biorhythmus“ eingreifen und an die sich der Körper niemals „gewöhnt“.

***„Da hab' ich abends um sieben,
halb acht noch im Bett gelegen –
vollkommen tot“***

Belastungsfaktoren wie schwere körperliche Arbeit und besondere Merkmale des Arbeitsplatzes verstärken die negativen Auswirkungen der Schichtarbeit in erheblichem Maße. Peter Kersting arbeitet viele Jahre in der Flämmerei. In dieser Zeit empfindet er die Schichtarbeit als besonders belastend.

„ ... weil zu dieser Schwierigkeit oder den Schwierigkeiten des Schichtwechsels noch da der körperliche Streß dazu kam. Es waren wirklich mitunter Erschöpfungen, die dann einsetzten durch diese körperliche, anstrengende Arbeit. Da war das so, daß ich bei Nachtschicht morgens um sieben ins Bett fiel. Und abends weckte mich Gisela, ich müßte ja wohl aufstehen, weil ich gleich zur Schicht müßte. Da hab ich abends um sieben,



halb acht noch im Bett gelegen, vollkommen tot. Da bin ich gar nicht aufgewacht zwischendurch.“

Die „körperlich anstrengende Arbeit“ in der Flämmerei beschreibt Peter Kersting in der folgenden Passage sehr anschaulich:

„Die Arbeit in der Flämmerei ist sehr schwer, weil denn noch die Hitzebelastung dazu kommt, die sehr stark ist. Wenn man da im Sommer, wenn draußen 28° Wärme sind, in die Halle reinkommt, wo sie am Walzen sind; also wenn du die Halle betrittst, ist es, als wenn du in 'ne Waschküche reinkommst. Das nimmt dir fast die Luft weg. Und dann kriegst du noch das Flämmgerät in die Hand gedrückt. Das ist so ca. anderthalb Meter lang. Prinzip wie 'n Schneidbrenner mit Sauerstoff und Gas und einer Düse von ca. dreieinhalb Zentimeter Durchmesser. Jetzt sollst du das Material verflüssigen. Die Fehler, die auf der Oberfläche durch's Walzen entstanden sind, müssen gewissermaßen rausgeschwemmt werden. Also, das Material wird auf der Oberfläche wieder verflüssigt. Dabei entsteht Reflektionshitze. Die ist so ungeheuer groß, durch die verschiedenen Härten des Materials auch noch unterschiedlich, also je nach dem, ob es 'n weicher oder 'n harter Stahl ist. Und diese harten Güten, die reflektieren die Hitze so unheimlich stark, daß einem mitunter die Klamotten am Leib anfangen zu qualmen. So 'ne Hitze entsteht da.“

Solche Belastungen in der Arbeitssituation verstärken naturgemäß die Umstellungsprobleme, die

der Schichtrhythmus aufzwingt. Körperliche Schwerstarbeit im Konti-Schichtsystem belasten die Betroffenen auf eine Weise, die langfristig nicht ausgehalten werden kann.

„Jedes Jahr merkst du mehr ane Schicht“

Obwohl Schichtarbeit – wie an Peter Kerstings Schilderung deutlich wird – nicht isoliert von den konkreten Bedingungen des Arbeitsplatzes gesehen werden kann, haben arbeitsmedizinische Untersuchungen nachgewiesen, daß Schicht- und insbesondere Nachtarbeit grundsätzlich einen gesundheitlichen Risikofaktor darstellt.⁵ Die Tatsache, daß Schichtarbeiter ständig zu Arbeitszeiten gefordert sind, die dem biologischen Rhythmus ihres Körpers widersprechen, hat für die Betroffenen auf lange Sicht einschneidende gesundheitliche Folgen. Mit zunehmender Dauer der Schichtarbeit werden die körperlichen Reserven verbraucht, spürbare gesundheitliche Störungen stellen sich ein.

„Mit den Jahren kommt ja dazu, daß man älter wird. Und je älter du wirst, jedes Jahr merkst du immer mehr ane Schicht.“ (Peter Kersting)

Für sich hat Peter Kersting das Gefühl, daß er sich trotz zwanzig Jahren Schichtarbeit noch „ganz

gut“ fühlt. Er berichtet aber von Kollegen, denen es wesentlich „dreckiger“ geht.

„Wenn ich meine Kollegen sehe, die auch schon zig Jahre Schicht machen, und wie es denen geht, da geht es mir, abgesehen von meinem Kreuz jetzt mal, da geht es mir noch gut. Trotz dieser langen Schicht. Denn da sind welche, die können kaum noch was essen. Die sind so (spricht, während er die Wangen mit einer Hand zusammendrückt), die ham's mit dem Magen, die ham's mit dem Herz, und die können kaum noch richtig husten. Also, da gibt es welche, denen geht das nach der Schicht echt noch viel dreckiger.“

Während Ernst Hellberg in jungen Jahren meint, die Probleme mit der Schichtarbeit noch ganz gut „muddeln“ zu können, muß auch er feststellen, daß sich mit Dauer der Schichtarbeit und zunehmendem Alter gesundheitliche Folgen der Belastungen bemerkbar machen. Obwohl er mit viel Energie laufend die äußeren Bedingungen verbessert hat, die ihm einen störungsfreien Schlaf sichern sollen, haben seine Schlafstörungen zugenommen. Das Gefühl verminderter Leistungsfähigkeit während der Nacharbeitsperioden ist die Folge:

„Je älter ich werde – ich bin jetzt 45 –, muß ich doch feststellen, daß im Laufe des Älterwerdens auch das Schlafen schwieriger wird. Früher hab' ich das nicht so gemerkt. Ja, da ging es. Da konnte man das auch wohl besser muddeln, oder ich weiß auch nicht, wie das war. Da hab' ich das nicht so

empfundener. Aber heute ist es echt ein Problem, wenn man am Tage nicht richtig geschlafen hat – wir haben keine körperliche Arbeit, ich sitze nur auf dem Stuhl, am Schreibtisch bei Klöckner. Aber das ist doch schon 'ne echte Belastung, wenn man nachts wach sein muß und hat am Tage nicht geschlafen. Dann ist die Nacht, die acht Stunden, die wir da arbeiten, die werden schon ganz schön lang. Oder man hat gut geschlafen, dann kann man das besser verkraften, diese acht Stunden zu arbeiten, als wenn man schlecht geschlafen hat. Vor allem die erste Nacht, wenn ich in die Nachtschicht gehe – wir fangen immer freitags abends an –, denn schläft man nicht am Tage, steht man morgens auf; und die erste Nacht, die wird ganz schwer. Ist man den ganzen Tag auf. Vorschlafen kann ich auch nicht so richtig. Da hat man hier noch was zu tun. Wenn man 'n Garten hat und ein Haus, wird man ja nie richtig fertig. Immer ist noch irgendwas zu tun. Und wenn man denn am Tage vielleicht noch 'n bißchen mehr getan hat, dann ist die erste Nacht eine sehr schwere Nacht. Und das nervt auch irgendwie. Die Schlafstörungen sind schwieriger geworden. Das Schlafen ist schlechter geworden.“

Die zunehmenden Schlafstörungen wirken sich auf die gesamte Befindlichkeit aus. Ernst Hellberg klagt über Nervosität und Magenbeschwerden.

„ ... und die Nervosität, das Nervöse, nimmt auch zu. Mit dem Magen hab' ich es auch etwas wieder. Es hat wieder etwas zugenommen ... Ich war schon

mal zum Arzt hin. Der hat gesagt: ‚Ist alles in Ordnung.‘ Das ist alles eine nervöse Magengeschichte.“

Wie es ihm geht, wenn er nervös ist, beschreibt er sehr ausführlich:

„Wenn ich nervös bin, werd’ ich ganz ruhig. Nicht, daß ich das aus mir herausbringe. Meine Frau merkt sofort, wenn ich nervös bin, weil ich dann ganz ruhig bin. Dann fällt mir das Sprechen schwer, dann hab’ ich keine Lust zu sprechen. Dann schluck’ ich das mehr in mich hinein. Das ist aber nicht so gut, das schlägt auch wohl auf den Magen, schätz’ ich. Aber ich kann es nicht. Manche können das ja, wenn sie nervös sind. Können sie das irgendwie nach draußen bringen. Das kann ich aber nicht. Ich freß’ das mehr in mich hinein. Das ist vielleicht ’n Nachteil, aber jeder Mensch ist eben anders. Jeder kann es nicht so, wie er es gerne möchte. Die Nervosität, die nimmt eben zu.“

Die mit den Jahren stärker werdende Nervosität bringt Ernst Hellberg ausdrücklich mit seinen Schlafstörungen, die nicht nur den Tagschlaf, sondern unterdessen auch den „normalen“ Nachtschlaf betreffen, in Verbindung.

„Das hängt aber auch mit dem fehlenden Schlaf zusammen. Wenn ich am Tage nicht richtig geschlafen habe oder auch nachts, – ich schlafe ja jetzt nachts auch nicht mehr so gut –, merk’ ich das sofort. Wenn ich nicht richtig geschlafen hab’,

dann bin ich doch irgendwie nervöser. Im Bett werd' ich schon nervös, wenn man länger wach liegt, gerne schlafen möchte und keinen Schlaf kriegt."

Auch *Grete Hellberg* berichtet über die gesundheitlichen Folgen der Schichtarbeit bei ihrem Mann. Obwohl die Familie versucht, häuslichen Lärm als Störungsquelle für den Tagschlaf weitgehend auszuschalten, bleiben die Probleme bestehen.

„Mein Mann, der immer noch Schichtarbeit macht, jetzt schon vierundzwanzig Jahre, war auch ein Grund mit, daß wir neu gebaut haben. Durch stabile Wände, Isolierverglasung und Rolläden ist alles besser isoliert. Auch die Raumaufteilung ist günstiger. Man konnte es sich so aufteilen, wie man's gerne haben möchte. Das Schlafzimmer z.B. haben wir noch durch einen zusätzlichen Flur von den Wohnräumen abgetrennt. Es ist zwar alles ruhiger geworden, aber der Schlaf meines Mannes ist schlechter geworden. Auch Magenschmerzen, Nervosität usw. Es ist immer die gleiche Leier: Die Kinder müssen leise sein, die Klingel wird abgestellt. Und dann, wenn er bei Nachtschicht morgens um sieben, halb acht ins Bett geht, ist er um zehn hellwach und kann nicht mehr schlafen. Wenn dann die Nachtschicht abends wieder anfängt, dann tun ihm die Beine weh, dann ist er kaputt. Und dann muß er wieder die ganze Nacht arbeiten."



Der Versuch, die durch die Schichtarbeit erschwerten Bedingungen der körperlichen Regeneration durch den Bau eines Hauses auszugleichen, schlägt fehl. 24 Jahre Schichtarbeit fordern ihren Tribut. Die Schlafstörungen lassen sich nicht mehr durch äußere Arrangements beheben. Der Eingriff der Arbeit in die Alltags- und Lebenszeit hat Spuren hinterlassen, die nicht mehr verwischt werden können.

III
**„ ... eigentlich mußten wir
alle darunter leiden“**

Familienalltag
und Schichtarbeit



Durch die körperlichen und psychischen Belastungen erleben Schichtarbeiter vielleicht am unmittelbarsten, wie sehr die fremdbestimmten Arbeitszeiten in ihr Leben eingreifen. Was sie „am eigenen Leib“ erfahren, betrifft nicht nur sie persönlich, sondern auch ihre Frauen und Kinder. Jürgen Mahnke z. B. bezieht die Umstellungsanforderungen, die der Schichtrhythmus an ihn stellt, nicht nur auf sich und seinen Körper.

„... das ganze Familienleben muß sich denn immer wieder umstellen, und die Frau muß sich immer wieder umstellen, mein Körper muß sich auch immer wieder umstellen.“

Der Schichtplan wirkt in die gesamte Organisation des Familienalltags hinein. Die Familie muß sich nach den Arbeitszeiten und den Regenerationsbedürfnissen des Mannes richten. Wenn er tagsüber schlafen muß, darf kein Lärm in der Wohnung sein. Die Mahlzeiten müssen auf seinen Schichtrhythmus abgestimmt werden usw. Doch dies ist nur eine Ebene, auf der die Familie betroffen ist. Das Leben besteht nicht nur aus Arbeiten, Essen und Schlafen. Soll die Familie mehr sein als eine Einrichtung zur Versorgung von Einzelpersonen, braucht sie Zeit für die Beziehungen untereinander.

der, für gemeinsame Aktivitäten, Gespräche, Probleme, die gelöst werden müssen, und Unternehmungen, die Spaß machen.

„Also, Familienleben ist da ziemlich zerrissen“

Die Zeiten, in denen die ganze Familie zusammen ist und auch mal etwas unternehmen kann, sind rar. „... mit viel Gemeinsamkeiten, so mit Weggehen – ist nicht. Aufgrund der Zeit eben“, stellt Thomas Witte nüchtern fest. Jedes Familienmitglied hat seinen eigenen Zeitplan für den Tag und die Woche. Unter diesen Bedingungen den Alltag so zu organisieren, daß für alle noch gemeinsame Zeit übrigbleibt, kann kaum gelingen. Thomas Witte erzählt:

„Aufgrund meiner Schichtarbeit mach' ich also 'ne ganze Menge Sachen alleine. Allein schon der Zeit wegen. Wenn ich abends von der Spätschicht nach Hause komme, ist Heike müde, geht ins Bett. Und dann hau' ich noch mal eben ab für zwei Stunden zum Kumpel, einen schnacken oder so. Also, Familienleben ist da ziemlich zerrissen, nech ... aufgrund der Schicht, weil ich eben so selten oder zu unmöglichen Zeiten zuhause bin.“

Thomas und Heike Witte haben nicht viel Zeit füreinander. Wenn er z. B. von der Spätschicht nach Hause kommt und das Bedürfnis hat, noch mit jemandem zu „schnacken“, hat sie vermutlich

schon einen 16-Stunden-Tag hinter sich und ist müde. Auch für seinen Sohn Matthias hat Thomas Witte wenig Zeit. Die Betreuung des Kindes liegt überwiegend bei seiner Frau.

„Das macht alles Heike. Das liegt auch so in der Natur der Sache. Weil ich eben aufgrund der Zeit das nicht machen kann. Ich bin auf Frühschicht eben nur siebenmal nachmittags da, wenn die (seine Frau und sein Sohn) auch da sind. Bei Spätschicht hau' ich ab, wenn sie kommen. Bei Nachtschicht penn' ich tagsüber. Und wenn sie kommen, dann bin ich total genervt, weil ich denn immer schlechte Laune habe nach dem Schlafen. Das macht also alles Heike. Wie zum Beispiel Schwimmkurs, zum Schwimmen gehen mit Matthias und was sonst noch anfällt ...“

Auch um schulische Fragen kann Thomas Witte sich kaum kümmern.

„Im Moment haben sie noch keine Schularbeiten auf. Aber nächstes Jahr, wenn das mit Schularbeiten losgeht, dann kann ich mich da auch nicht drum kümmern. Wenn ich zur Spätschicht gehe und abends nach Hause komme, um zehn kann ich keine Schularbeiten mehr machen, nech. Das wird also auch wieder alles bei Heike hängenbleiben.“

Im Grunde muß Thomas Witte die Erziehung des Kindes seiner Frau überlassen. Zufrieden ist er mit dieser Situation allerdings nicht. „Erziehungssa-



chen“ sind deshalb häufig Anlaß zu Streit und Auseinandersetzungen.

„Das ist natürlich auch so 'ne Sache. Wir kriegen uns alle naselang in die Haare wegen Erziehungssachen. Nicht, daß wir jetzt so darüber reden. Aber sie schreit ihn an, und ich sag': ‚Hör auf zu schreien.‘ Und das nächste Mal, denn kriegt er von mir eine gefegt. Das findet sie nicht richtig. Und irgendwann kommen dann mal so Sprüche, ‚ich muß ja auch an der Erziehung dran teilnehmen‘, oder so was. ‚Schöne Erziehung – alle vier Wochen mal eine runterhauen‘, oder so. Stimmt schon, ist schon richtig. Nicht, daß ich mich da ganz raushalte, ich versuch' das schon.“

Was Thomas Witte über die Schwierigkeiten erzählt, sich an der Erziehung seines Sohnes zu beteiligen, ist Beispiel für ein grundsätzliches Problem: Aufgrund ihrer wechselnden Arbeitszeiten können Schichtarbeiter nur „unregelmäßig“ am Alltag ihrer Familie teilhaben. Aus einigen Bereichen sind sie ganz ausgeschlossen.

Die Organisation des Familienlebens „bleibt“ weitgehend an den Frauen „hängen“. Fallen sie einmal aus, droht alles zusammenzubrechen. Der Schichtrhythmus erlaubt es den Männern nicht, den Familienalltag über längere Zeit aufrechtzuerhalten. Grete Hellberg berichtet über die Situation zuhause, als sie mehrere Wochen mit ihrem jüngsten Kind im Krankenhaus sein muß:

„Denn zu Hause ging alles kopfüber. Mein Mann, der machte ja Schichtarbeit, und unsere Kinder mußten zur Schule. Die Älteste war schon aus dem Haus, und die anderen Kinder waren ganz allein. Wenn mein Mann Frühschicht hatte, dann mußten die alleine aufstehen und alleine zur Schule gehen. Und wenn er Spätschicht hatte, waren sie auch allein, wenn sie aus der Schule kamen. Meinen Mann haben sie dann gar nicht mehr gesehen. Er kam dann abends um elf von der Arbeit. Da haben sie den Papa Tage nicht gesehen. Das war nicht gut.“

Mit der Verantwortung für den Familienalltag haben die Frauen wesentlichen Anteil daran, daß es den Schichtarbeitern gelingt, die Beanspruchung der Schichtarbeit mit ihren gesundheitlichen und sozialen Folgen auszuhalten. Diese Einschätzung wird durch arbeitsmedizinische Erkenntnisse gestützt. Mit der Empfehlung, von der Schichtarbeit, insbesondere der Nachtschicht, „Personen“ auszunehmen, „die sich selbst versorgen müssen“⁶, werden zumindest die Versorgungsleistungen von Frauen für die Wiederherstellung der Arbeitskraft unter Schichtbedingungen hervorgehoben.

Was es für sie selbst bedeutet, sich auf die Schichtzeiten ihrer Männer einzustellen, sie mit den Anforderungen und Bedürfnissen der anderen Familienmitglieder in Einklang zu bringen, und wie schwer es ist, ein Stück „Normalzeit“ für die Familie herzustellen, darüber erzählen die Frauen sehr viel.

„ ... wir hängen beide mit drinne in den drei Schichten“

Monika Mahnke hat sich in ihrer gesamten Zeiteinteilung an den Schichtrhythmus ihres Mannes angepaßt. Hat ihr Mann Frühschicht, steht auch sie früh auf.

„Von Anfang unserer Ehe bin ich morgens aufgestanden, wenn Jürgen Frühschicht hatte. Das kenn' ich nicht anders. Ich stehe um halb fünf auf. Ich mache ihm das Frühstück. Er geht nie ohne Frühstück zur Arbeit. Ja, und er kommt nachmittags nach Hause. Dann warte ich, bis er sein Bierchen und seinen Schnaps getrunken hat, und dann bekommt er sein Essen. Die Kinder hab' ich aber schon vorher abgefertigt. Das ist manchmal eine schwierige Sache mit dem Essen, nech. Und innerlich hab ich auch schon manchmal geflucht, muß ich ehrlich zugeben. ‚Verdammt noch mal, jetzt sitzt er da und trinkt sein Bier.‘ Das hab' ich aber nie gesagt, weil er das braucht.“

Bei Spätschicht ist auch für Monika Mahnke der Tag ziemlich lang.

„Und Spätschicht ist dasselbe. Wenn er Spätschicht hat, durch den Wagen, den wir jetzt haben, kommt er 'ne halbe Stunde eher, er kann sich das so einteilen, daß er dann um halb elf zu Hause ist. Vor zwölf kommen wir nicht ins Bett. Der muß sich erst mal abreagieren. Der kann gar nicht, der schläft

nicht, der Körper muß erst mal aus dem Rhythmus rauskommen und müde werden. Ja, und dann sitzen wir hier erst mal und unterhalten uns. Wir haben aber auch immer Gesprächsstoff. Der geht nie aus. Das ist komisch. Erst mal fängt er an zu erzählen, wenn er sich geärgert hat oder wenn er was Erfreuliches erlebt hat auf der Arbeit. Erfreuliches bringt er auch oft mal mit. Und denn kichern wir und lachen erst mal so hier, und dann geht das manchmal nachher im Bett noch los. Dann fällt ihm mal gerade noch was ein, und dann krieg' ich mich wieder nich' ein. Dann muß ich wieder kräftig lachen.“

Auch auf die Zeiten der Nachtschicht stellt Monika M. sich ein.

„Ja, die Spätschicht hatt' ich erwähnt, Frühschicht auch, die Nachtschicht fehlt da jetzt noch. Er kommt morgens um sechs, viertel nach sechs nach Hause. Dann ist das Frühstück fertig. Ich steh' morgens um sechs auf. Mache Frühstück. Und dann schläft er bis Mittag und dann fährt er zum Garten. Das ist sein Lebensrhythmus, und das bleibt auch so, bis er pensioniert wird sozusagen, da muß ich mich mit abfinden.“

Die Anfangs- und Endzeiten der einzelnen Schichten sind Fixpunkte in Monika Mahnkes Tagesablauf. Mit ihnen verbinden sich bestimmte Versorgungsleistungen. Darüberhinaus stellt sie sich auf die psychische Verfassung und die jeweiligen Bedürfnisse ihres Mannes ein. Das heißt, sich in

den anderen hineinversetzen, Verständnis haben, zuhören, Gelegenheit geben zum Abreagieren, keine Anforderungen stellen.

Im Laufe ihrer Ehe sind die Schichtzeiten ihres Mannes so sehr ihre eigenen Zeiten geworden, daß sie es sich kaum noch anders vorstellen kann.

„Jürgen verlangt das gar nicht, daß ich das mache. Er sagt immer: ‚Du brauchst das nicht, wenn du meinst.‘ Aber ich kann das doch gar nicht mehr anders. Ich mach’ das doch schon zwanzig Jahre. Stellt euch mal vor, ich würde das jetzt nicht mehr machen. Der würde aber dumm gucken. Das würde der bestimmt nicht verstehn. Das würde dem bestimmt nicht angenehm sein. Das würde der vielleicht ’ne Woche machen, dann würde der so leise mal anfangen: ‚Du, das war aber besser, das andere, kannst du das um Himmels Willen nicht wieder so machen?‘ –

Nee, das kann ich jetzt nicht mehr. Ich hab’ das angefangen von Anfang an; das wird auch so durchgezogen, auf Gedeih und Verderb, egal wie es ausfällt. Nich, wir hängen beide mit drinne in den drei Schichten. Das müssen wir beide ausbaden, und das werden wir auch beide ausbaden.“

Manchmal wird es Monika Mahnke auch zuviel.

„Es sind wirklich auch schon mal Zeiten dazwischen, wo ich geschafft bin, wo ich dann manchmal denke: ‚Verflixt noch mal, verdammte Schicht‘, nicht. Aber man ist so in dem Rhythmus

drin; diese zwanzig Jahre, die haben einen so geprägt, daß man das einfach gar nicht mehr sooo schlimm, so schrecklich empfindet. Andere sagen: ‚Mein Gott, drei Schichten, wie hältst du das bloß aus?‘ Das ist Gewohnheit, der Mensch ist ein Gewohnheitstier, das ist wirklich so.“

„ ... die Kleinkinderzeit damals, die war ganz schön schwierig“

Unter den Bedingungen der Schichtarbeit mit Kindern zu leben, stellt besondere Anforderungen an die Frauen. Sie müssen versuchen, die kindlichen Bedürfnisse mit den Erfordernissen der Schichtarbeit ihrer Männer in Einklang zu bringen. Wie schwer das ist, erfahren die Frauen, solange die Kinder klein sind, alltäglich.

Bereits vor der Geburt ihres zweiten Kindes haben sich Monika und Jürgen Mahnke überlegt, ob sie dem Wunsch nach einem weiteren Kind mit den Einschränkungen, die die Schichtarbeit mit sich bringt, vereinbaren können.

„ ... wir hatten erst besprochen, wir wollten dann vielleicht doch kein Kind mehr. Das war auch mit den Schichten verbunden, nich‘. Wir hatten uns das erst mal überlegt: ‚Geht das, zwei Kinder und dann die drei Schichten?‘ Er kriegt keine Ruhe, keinen Schlaf und so. ‚Naja gut, denn bleiben wir bei dem einen Kind.‘ Aber der Wunsch war in ihm, doch noch ein zweites Kind haben zu wollen.“

Trotz ihrer Bedenken entscheiden sie sich für das zweite Kind. Die damit verbundenen Belastungen hat vor allem Monika Mahnke auszuhalten.

„Aber die Kleinkinderzeit damals, die war ganz schön schwierig, muß ich sagen. Ganz schön schwierig. Für mich war es sehr schwierig, als der Kleine kam. Wie soll ich das formulieren? Wenn Jürgen Spätschicht hatte, bekam der Junge das letzte Mal seine Mahlzeit. Der kam um zehn, um zehn, halb elf. Jürgen hatte ja noch keinen Wagen, der kam erst um elf. Da saß ich dann manchmal mit dem Jungen noch hier. Der schlief so lange. Der bekam ja eigentlich um halb zehn seine letzte Mahlzeit. Und dann schlief der um halb zehn noch, oh Gott, der schlief! Und dann mochte ich den nicht aufwecken. Und dann hab' ich ihn manchmal 'ne halbe Stunde schlafen lassen und dann noch mal 'ne halbe Stunde. Und dann war's auch schon elf, nich. Dann hing ich manchmal um zwölf noch mit dem Jungen hier.“

Die Nacht ist für Monika Mahnke nur kurz. Obwohl sie erst spät zur Ruhe kommt, muß sie früh wieder aufstehen, um den Säugling zu versorgen.

„Ja, und dann morgens um sechs, halb sechs war er dann auch soweit, daß er wieder was haben wollte. Und dann muß' ich dann – also um zwölf war für mich noch nicht Feierabend – muß' ich dann ja aufstehen, den Jungen füttern, nech. Das war ja nicht einfach. Überhaupt die ganzen Schichten.“

Bei Nachtschicht ist es schwierig, am Tag den verschiedenen Anforderungen der einzelnen Familienmitglieder zu entsprechen.

„Ja, wie war das überhaupt inner Nachtschicht? Ja, inner Nachtschicht war das so: Um halb sechs den Jungen fertig machen. Um halb sieben kam Jürgen, war das Frühstück fertig, legt Jürgen sich hin. Dann mußte ich auch schon wieder die nächste Mahlzeit vorbereiten, den Jungen baden, um neun, halb zehn quasi. Die Tochter mußte ich zwischendurch auch noch fertig machen zur Schule. Und Jürgen mußte dazwischen auch noch schlafen. Ich konnte das ja nicht alles ohne Krach, ohne Polterei. Das ging ja alles mit Krach und Polterei vor sich, mit der Wanne usw. Wir ham uns aber doch irgendwie so durchgemuddelt, das muß ich sagen, mit Hängen und Würgen.“

Während das Baby Monika Mahnke quasi rund um die Uhr beansprucht, muß sie gleichzeitig dem Schichtrhythmus entsprechend „funktionieren“. Darüberhinaus fordert das Schulkind – eher orientiert an „gesellschaftlicher Normalzeit“ – Versorgung und Zuwendung. Eigene Zeit, und sei es nur zur Befriedigung des Bedürfnisses nach ausreichendem Schlaf, ist kaum noch vorhanden.

„ ... dann war oft Terror“

Besonders gefordert sind die Frauen während der Nachtschichtperioden. Wenn die Männer am Tage

schlafen müssen, liegt es in ihrer Verantwortung, für die notwendige Ruhe zu sorgen. Grete Hellberg und Gisela Kersting erzählen:

„Mein Mann, der ja immer noch Schichtarbeit macht, und die Kinder, das war doch immer schlecht. Wenn mein Mann schlief, wenn der Nachtschicht hatte und morgens schlief und die Kinder waren da, dann war oft Terror. Dann war mein Reden immer: ‚Ihr müßt leise sein, Papa schläft.‘ Die Kinder mußten darunter leiden. Eigentlich mußten wir alle darunter leiden. Wenn mein Mann dann mittags aufstand, dann wurde oft gesagt: ‚Ich hab’ so schlecht geschlafen, es war wieder so laut.‘ Und so ging es ganz oft.“ (Grete Hellberg)

„Bei Nachtschicht war das ganz schlimm für mich. War echt Horror. Du mußt die Kinder ja praktisch immer ruhig halten. Im Sommer ging das. Da ging ich mit den Kindern runter auf’n Spielplatz ... Er hatte praktisch immer Schlafschwierigkeiten, grad bei Nachtschicht. Und dann zog nachher unter uns ’ne Familie mit zwei Jungen ein; und dann kam noch das Dritte. Also, das war noch schlimmer. Und wenn ich dann unsere nicht im Zaum halten konnte, dann kam er raus und war wütend und hat dann geschimpft: ‚Verflucht noch mal! Kannst du nicht mal die Kinder im Zaum halten. Ich muß doch schlafen.‘ Also, das war ’ne enorme Anspannung.“ (Gisela Kersting)

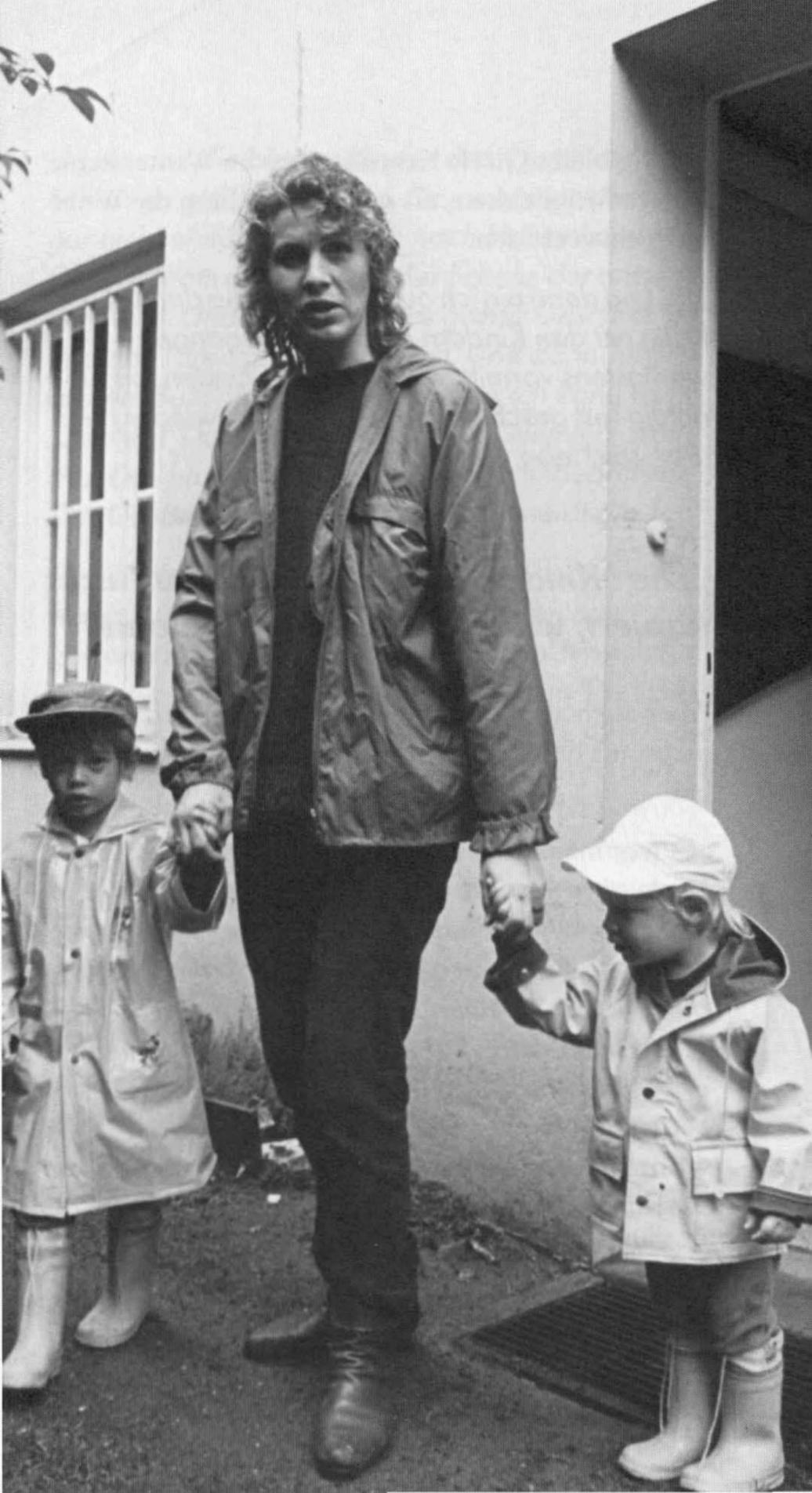
Die Anforderung, die gegensätzlichen Bedürfnisse des Mannes und der Kinder zu befriedigen, ver-

setzt die Frauen in ständige „Anspannung“. Obwohl sie vielfältige Anstrengungen unternehmen, gelingt es ihnen nicht, die Kinder ruhig zu halten. Die dadurch entstehenden Konflikte und Auseinandersetzungen sind eine zusätzliche Belastung.

In diesem Zusammenhang kommt den Wohnverhältnissen besondere Bedeutung zu. In der Regel entsprechen die Wohnungen weder in der Größe noch in der Anordnung der Räume noch bezüglich der Schallisolierung der besonderen Situation von Schichtarbeiterfamilien.

Gisela und Peter Kersting z. B. leben Anfang der sechziger Jahre mit zwei Kleinkindern zunächst in einer Zweizimmerwohnung.

„Es war erst mal, muß ich sagen, ziemlich eng. Beide Kinder im Schlafzimmer, dann Peter Nachtschicht. Das könnt ihr euch gar nicht vorstellen! Das Schlafzimmer grenzte ja ans Wohnzimmer. War nur die dünne Tür dazwischen als Verbindung. Du hattest ja praktisch nichts zum Dämpfen. Ja, dann blieb mir nichts anderes übrig, als mit den Kindern in die Küche zu gehen. Und die war echt winzig. Ich konnte grad so 'n Tisch an die Wand stellen, zwei Stühle und den Schrank. Auf der anderen Seite der Gasherd und die Spüle – das war alles. Und da hab ich denn mit den zwei Kindern da in der Küche gehaust, wenn Peter Nachtschicht hatte. Da bin ich manchmal echt durchgedreht.“ (Gisela Kersting)



Häufig bleibt Gisela Kersting auch im Winter keine andere Möglichkeit, als mit den Kindern die Wohnung zu verlassen.

„Ja, und dann bin ich aus Verzweiflung dann in der Kälte mit den Kindern spazieren gegangen – wenigstens vormittags zwei, drei Stunden, bis er richtig fest geschlafen hat. Und dann wieder rein: ‚Psst, seid leise, der Papa schläft!‘“

„Die Kinder haben bis heute nicht kapiert, wie seine Schicht funktioniert“

Aber auch als die Kinder älter sind, können sie sich nicht auf den Schichtrhythmus des Vaters einstellen.

*„Es war immer ein Kampf. Die Kinder haben bis heute nicht kapiert, wie dem Peter seine Schicht funktioniert. Also, ich konnt' ihnen den Plan erklären: ‚Also, diese Woche hat er Frühschicht, dann hat er da einen Tag frei; dann hat er Spätschicht, dann hat er zwei Tage frei; dann hat er Nachtschicht, und dann hat er über's Wochenende frei. Die ham das – ich weiß nicht, woran das lag –, die ham das immer vergessen bei Nachtschicht, daß er schlafen muß – tagsüber.“
(Gisela Kersting)*

Von ähnlichen Schwierigkeiten berichtet Monika Mahnke:

„Ja, so sind die beiden Kinder dann auch mit drei Schichten groß geworden. Das war manchmal gar nicht einfach, wenn die nach Hause kamen. Der eine kam um zehn von der Schule, der andere um zwölf. Und dann ging das große Geschrei los und das Türengeklapper, nech. Und dann Jürgen aussem Bett: ‚Was is‘ denn hier los, ich kann nicht schlafen!‘ Das war manchmal ein Dilemma, war das. Das ham die bis heute noch nicht begriffen. Der Große kommt nach Hause, schmeißt die Tür.“

Der Schichtplan des Vaters bleibt den Kindern fremd. Obwohl sie „mit drei Schichten groß geworden“ sind, gelingt es ihnen offensichtlich nicht, zu „kapieren“, wann der Vater am Tag schlafen muß. Ihr Tageslauf ist strukturiert durch die gesellschaftliche Normalzeit, an der beispielsweise auch die Schulzeiten orientiert sind. „Unbewußt“ wehren sich die Kinder gegen die Zumutung, quasi in zwei Zeitstrukturen leben und denken zu müssen. Sie „vergessen“ die verordneten Ruhezeiten.

„ ... da mußteste nebenher Haushalt machen“

In der Einteilung ihrer häuslichen Arbeiten bleibt den Frauen nur wenig Spielraum. Besonders eingeschränkt sind sie während der Spät- und Nachtschichtperioden. Hausarbeit kann nur verrichtet werden, wenn sie keinen Lärm verursacht; anson-

sten muß sie auf Zeiten verschoben werden, an denen die Männer wach sind oder das Haus verlassen haben. Die Probleme, von denen Monika Mahnke, Gisela Kersting und Heike Witte erzählen, sind sehr ähnlich:

„Der schlief dann ja ausgiebig, manchmal bis nachmittags um vier. Und in der Spätschicht schlief er manchmal bis mittags um zwölf. Dann konnte ich morgens aber nichts machen. Und ich hatte ja auch die beiden Kinder, nech. Dann ging für mich das nachmittags erst los, wenn er um zwei wieder zur Arbeit mußte. Dann legte ich hier erst mal richtig los.“ (Monika Mahnke)

„Ja, da mußteste nebenher Haushalt machen, irgendwie mußte das gehen. Ich weiß es ehrlich nicht mehr ganz genau, wie. Ich hab' wahrscheinlich dann abends gesaugt. Die Wäsche hab' ich dann, wenn er abends auf war, denn schnell angemacht und dann morgens eben aufgehängt.“ (Gisela Kersting)

„Ja, bei Nachtschicht denn wollt' ich hier mal irgendwas machen, bißchen saubermachen oder Wäsche machen. Konnte ich nicht machen, weil er bis zwei Uhr schläft. Mußte ich mich hier hinsetzen oder Matthias schnappen und wegfahren ... Bei Nachtschicht muß ich mich hier verpissen, daß er ja nichts hört. Wenn ich hier irgendwie mit dem Staubsauger – also das geht nicht. Oder ich muß Matthias halb den Mund zubinden bei Nachtschicht, daß er ja nicht wach wird.“ (Heike Witte)

Schichtarbeiterfrauen können ihren Haushalt nicht nach einem selbst gesetzten Plan organisieren. Eine sinnvolle Aufteilung des Tages, etwa nach dem Muster: „vormittags Hausarbeit, nachmittags Kinder, abends frei“, ist für sie nicht möglich. Die Hausarbeit muß oft zu Zeiten verrichtet werden, zu denen auch andere Anforderungen und Bedürfnisse erfüllt werden wollen wie die Versorgung der Kinder oder auch das eigene Bedürfnis nach Entspannung. So entsteht das Gefühl, daß der Haushalt immer „nebenher“ läuft. Auch die Zubereitung der Mahlzeiten muß „flexibel“ gehandhabt werden.

„... ich mach jetzt Abendbrot, stell alles hin. – ‚Hab’ keinen Hunger.‘ – ‚Hab’ keinen Hunger.‘ Weißt du, das machst du dann ’n paar mal, und dann hast du keine Lust mehr. Ich sach: ‚Ja gut, dann mach’ ich’s anders. Dann lassen wir alles im Kühlschrank; und wenn einer Hunger hat, holt er sich was raus, macht sich ’ne Scheibe Brot.‘ Und so hat sich das bei uns eingebürgert ... Das hängt damit zusammen, daß Peter eben nicht zu der Zeit, wenn wir Abendbrot gemacht haben oder Mittagessen, dann Hunger hatte. Und das resultiert auch wieder von der Schichtarbeit her. Da hat er, wenn er Frühschicht gehabt hat, hat er um halb drei Mittag gegessen. Wenn er Spätschicht gehabt hat, hat er um zwölf Mittag gegessen. Und bei Nachtschicht abends um halb acht. So, und jetzt komm du und sag mir, wie ich ’ne geregelte Essenszeit bei meinen Kindern einführen soll, wenn er zu jeder

ixbeliebigen Zeit warmes Essen haben sollte, nech. Also, es ging einfach nicht.“ (Gisela Kersting)

Was es bedeutet, „zu jeder ixbeliebigen Zeit“ Essen zu machen, erzählt Monika Mahnke:

„Ich stehe um halb fünf auf. Ich mache ihm das Frühstück. Er geht nie ohne Frühstück zur Arbeit. Ja, und er kommt nachmittags nach Hause, und dann bekommt er sein Essen. Die Kinder hab' ich aber schon vorher abgefertigt. Das ist manchmal 'ne schwierige Sache mit dem Essen ...“

Meist müssen die Mahlzeiten zwei- oder dreimal zubereitet werden: für die Kinder, für den Mann und gegebenenfalls noch für den Säugling. Nicht nur bei Klöckner wird „rund um die Uhr“ gearbeitet.

***„ ... dann schieß' ich auf das Geld,
bleib' zu Haus und such'
mir 'ne Putzstelle“***

Nicht nur in der innerfamiliären und häuslichen Organisation sind die Frauen dem Schichtrhythmus ihrer Männer unterworfen. Auch außerhäusliche Aktivitäten müssen in diesen Rhythmus eingepaßt werden. Eigene Berufstätigkeit wird den Frauen unter diesen Bedingungen, zumal wenn Kinder da sind, sehr erschwert. Stundenweise Tätigkeiten sind häufig die einzige Möglichkeit, die

ihnen bleibt, wenn sie eine Erwerbstätigkeit wollen.

„Ich hab' dann immer noch weitergearbeitet. Sonnabends bin ich in die Schlachterei gefahren, hab' dort gearbeitet. Wenn mein Mann Frühschicht hatte, hab' ich meine zweite Tochter mitgenommen zur Arbeit. Die älteste war schon größer, die ging schon zur Schule, die war dann alleine in der Zeit.“ (Grete Hellberg)

Versuche, dennoch einer regulären Vollzeit- oder Teilzeittätigkeit nachzugehen, sind mit Schwierigkeiten verbunden. Grete Hellberg z. B. arbeitet zeitweise, angepaßt an den Schichtrhythmus ihres Mannes, als Verkäuferin in einem Kaufhaus.

„Dann hab' ich mich 1970 wieder um eine Stelle bemüht, habe in einem Kaufhaus gearbeitet als Verkäuferin. Ich habe aber nicht lange ausgehalten, habe nur vier, fünf Monate dort gearbeitet, halbe Tage. Wenn mein Mann Frühschicht machte, dann konnt' ich nachmittags gehen, und wenn er Spätschicht machte, bin ich dann morgens hingegangen.“

Die Belastungen gehen über ihre Kräfte. Grete Hellberg erleidet einen körperlichen und psychischen Zusammenbruch, der sie zwingt, die Arbeit wieder aufzugeben:

„Nun wurde ich krank. Ich wurde tüchtig krank. Ich konnte nicht mehr laufen. Ich war mit meinen Nerven einfach am Ende. Das war wohl alles zu

viel für mich: arbeiten, Haus, die Kinder, dann der große Garten. Wir hatten viel Rasen und auch Garten. 2000 Quadratmeter Grundstück – da ist schon immer viel Arbeit, wenn man das alles in Ordnung halten will.“

Heike Witte ist bis zum Schuleintritt ihres Sohnes voll berufstätig. Im folgenden Textausschnitt erzählt sie über die Probleme während dieser Zeit.

„ ... als ich bei dieser anderen Firma noch war, wo ich gearbeitet hab', wo ich jetzt von morgens acht bis um halb vier oder bis um drei – je nach dem – gearbeitet hab', da war das ein Problem, ne ... Bei allen Schichten, aber hauptsächlich eben bei Spätschicht, ne. Da bin ich morgens um sieben mit Matthias aus'm Haus gegangen. Thomas schlief noch. Er mußte sich alleine sein Essen machen, eben bißchen aufwärmen und so, seine Brote schmieren, haute um ein Uhr ab. Ich kam um fünf nach Hause, ne. Hier noch 'n bißchen was gemacht, dann wieder eingekauft für'n nächsten Tag, Matthias fertiggemacht, was da eben so anfiel. Und er kam abends um zehn nach Hause, war quietschfidel. Wollte noch essen gehen oder dahin fahren. Ja, und ich hing dann hier im Sessel und wollte ins Bett. Es war auch meistens so: er kam nach Hause; ich hab' eine Zigarette mit ihm geraucht, eben mal gefragt: ‚Wie war's auf der Arbeit?' – Nicht aus Interesse, nur eben, um irgendwas zu sagen, und bin denn ab in mein Bett gegangen, ne.“

Ihre Berufstätigkeit schreibt Heike Witte einen eigenen Rhythmus vor. Sie kann sich nicht voll auf die Schichtzeiten ihres Mannes einstellen. Da sich die Arbeitszeiten durch den ständigen Schichtwechsel nur selten überschneiden, ergibt sich kaum Zeit, die beide gemeinsam verbringen können. Besonders schlimm empfindet Heike Witte die Spätschichtphasen. Auch während der Nachtschichtperioden sieht es nicht viel besser aus. Es stehen aber wenigstens einige Stunden zur gemeinsamen Verfügung.

„Oja, bei Nachtschicht war's genauso. Er kam morgens nach Hause. Ich bin zur Arbeit gegangen, und denn war er wach, meistens schon weg, irgendwie zu Bekannten oder so. Und ich kam nach Hause. Denn mußte er abends zur Arbeit gehen. Ja, da war ich auch wieder müde. Ich mein', da ging das noch, da hatten wir noch 'n paar Stunden nachmittags oder so am Abend für uns, ne.“

Die Frühschicht wiederum zwingt zu frühem Schlafengehen und zerstört den Abend.

„Und bei Frühschicht war das auch blöde. Mußte man erst mal früh ins Bett. Is' ja heute auch noch so, wenn er Frühschicht hat, daß wir dann halb fünf aufstehen. Da steh' ich mit auf. Wenn der alleine aufsteht, ne, denn ist er extra laut, oder ich bilde mir das bloß ein, damit ich ja nicht schlafen kann, ne. Wühlt rum und sucht das, ,wo ist das', kommt wieder ins Schlafzimmer rein. Denn kann ich auch

gleich mit aufstehen, ne. Ja, das war damals, als ich bei der anderen Firma war; ja, ja, das war echt 'n Problem. Also, da hatten wir praktisch nur Spätschicht dann das Wochenende vormittags.“

Thomas Witte legt seiner Frau nahe, ihre Arbeit aufzugeben oder zumindest zu reduzieren.

„ ... da fing das eigentlich an – das kam denn irgendwie von Thomas –, daß ich da aufhören sollte zu arbeiten oder weniger arbeiten, zumindest 'n halben Tag, ne. Und das wollte ich aber nicht. Erstmal wollte ich das Geld haben. Und dann dachte ich überhaupt, bis Matthias zur Schule geht, kannst du ja machen, ne. Ich wollt's eigentlich noch länger.“

Aus finanziellen Gründen und weil sie einfach arbeiten „will“, hält Heike Witte an ihrer Berufstätigkeit fest. Gleichzeitig spürt sie, wie die Anforderungen an ihren Kräften zehren. Daß ihre Berufstätigkeit nur unter dem Verzicht gemeinsamer Freizeit mit ihrem Mann möglich ist, belastet sie. Dem Konflikt, zwischen Arbeit und gemeinsamen Aktivitäten mit ihrem Mann entscheiden zu müssen, fühlt sie sich besonders an den Freischichttagen ausgesetzt. Als die Einschulung ihres Sohnes bevorsteht, beugt sich Heike Witte dem Drängen ihres Mannes, gibt ihre Stelle auf und sucht sich eine Putzstelle.

„Hab' mein Geld verdient, aber ich war doch abends ganz schön genervt, also kaputt

sozusagen, ne. Da war nicht mehr viel mit mir anzufangen. Und denn war's ja auch so, daß Thomas ja in der Woche frei hat, drei Tage, und ich den ganzen Tag gearbeitet hab', ne. Ja, das war z.B. immer im Sommer damals 'n Problem gewesen, ne. ‚Ja, wir könn' doch mal an die Nordsee fahren oder sonst wohin.‘ Und da sag' ich: ‚Nee, ich muß arbeiten.‘ – ‚Ja, mach' doch mal 'n Tag blau.‘ Hab' ich auch mal gemacht, aber länger auch nicht, ne. Und dann fing er immer an: ‚Ja, hör' doch auf zu arbeiten.‘ Und das wollte ich nicht, und das will ich auch nicht, ne. Ich will eben arbeiten gehen. Ja – das hat er gesehen, ne. Also, daß es so nicht mehr weiterging, ne ... Und da hab' ich gedacht: ‚Nee, dann scheiß' ich auf das Geld, bleib zu Hause, such' mir 'ne Putzstelle.‘“

Die Putzstelle ist für Heike Witte lediglich eine Notlösung. In ihrer Firma war sie aufgrund des guten Betriebsklimas „ganz glücklich“. Sie sieht jedoch ein, daß ihre Vollzeitbeschäftigung für ihren Sohn, aber auch für sie selbst „nicht gut“ ist. Der Wunsch, wenigstens halbtags berufstätig zu sein, bleibt jedoch bestehen.

„Vielleicht, wenn das irgendwie mit dem Matthias hinhaut, wenn der älter ist, daß es gut klappt mit der Schule und so, daß ich da keine Probleme sehe. Daß er irgendwie so'n Schlüsselkind wird, das möchte ich nicht. Möchten wir beide nicht. Dann könnte ich 'n halben Tag arbeiten oder 'n ganzen Tag bis um drei. Und Thomas vielleicht auch nur.“

Auch Grete Hellberg hält den Wunsch, „arbeiten zu gehen“, aufrecht, stellt ihn jedoch wegen der Kinder – sie hat ein krankes Kind – und ihrer sonstigen Belastungen zurück.

„Ich möchte gerne heute noch arbeiten, würde gern noch mal zur Arbeit gehn. Aber ich glaube, ich könnte es gesundheitlich nicht mehr verkraften, weil ich eben zu viel um die Ohren habe.“

Wenn ihre Kinder größer sind und auch das kranke Kind selbständiger ist, will sie den Schritt in die Berufstätigkeit noch einmal wagen:

„Ich glaube, ich würde es noch mal versuchen. Vor allen Dingen, man kommt mal aus dem Haus. So ist man immer an zuhause gebunden. Immer der gleiche Trott. Und dann hat man das Gefühl, auch mal was anderes zu haben, mal dazuzugehören und mitreden zu können.“

„ ... weil du praktisch immer gebunden warst“

Der Wunsch, „auch mal was anderes zu haben“, ist verständlich. Die Frauen sind die ganze Woche durch die Versorgung des Mannes und der Kinder in Anspruch genommen und haben nie wirklich „Zeit für sich“. Auch die meisten Wochenenden unterscheiden sich für sie nicht vom Arbeitsalltag, weil der Mann „nur alle vier Wochen ... mal frei“

hat. Bei allem Verständnis für die Situation ihrer Männer und der Bereitschaft, sich darauf einzustellen, läßt sich der Traum von einem „anderen Leben“ nicht ganz verdrängen. Das Bedürfnis, wenigstens für kurze Zeit dem Alltagstrott zu entfliehen, bleibt bestehen. Gisela Kersting z. B. erzählt von ihrem Wunsch, einmal auszugehen:

„Das war jetzt z. B. Ausgehen. Was meinst du, was wir da Kräche hatten. Ich war wohl ausgelastet, aber das war eine unbefriedigende Arbeit für mich. Also, die hat mir nichts gebracht. Und da wollte ich gern mal ausgehen. Ja, dann hapert's erst mal an der Schicht. Dann kam ihm das nicht aus. Und ich wollt' auch, daß von ihm was kommt. Daß er jetzt so kommt – weißt du, ich hatte so 'ne Romanvorstellung, was man sich so vorgaukelt –, daß er jetzt kommt und sagt: ‚Liebling, mach' dich schön, ich hab' zwei Karten für's Theater', oder so, nech. In der Art hab' ich mir das vorgestellt.“

Ihre „Romanvorstellung“ läßt sich allerdings nicht verwirklichen. Aufgrund seiner Arbeitsbelastung und des begrenzten Zeitbudgets entwickelt Peter Kersting keine eigene Initiative.

Obwohl Gisela Kersting stark eingespannt ist, fühlt sie sich nicht ausgelastet. Zunehmend empfindet sie Unzufriedenheit mit ihrer Situation.

„Ja, daraus resultiert wahrscheinlich auch diese Unzufriedenheit, die ich damals dann hatte, nech, daß du praktisch immer gebunden warst. Du

konntest ja gar nicht jetzt groß was unternehmen. Die Schichtarbeit hat dich sowieso nur auf 'ne bestimmte Zeit konzentriert, daß du dann nur alle vier Wochen das Wochenende mal frei hattest. Und so viel Geld hatteste auch noch nicht, da großartig auszugehen.“

Gisela Kersting fühlt sich „praktisch immer gebunden“. Auf der einen Seite ist da die Schichtarbeit; auf der anderen Seite sind die Kinder, die nicht allein gelassen werden können. Erst als die Kinder größer sind, kann Gisela ihre Isolation durchbrechen, indem sie sich eigenständig soziale Kontakte aufbaut. Später gelingt ihr sogar der Wiedereinstieg in den Beruf.

Auch Monika Mahnke kennt das Gefühl, trotz starker Arbeitsbelastung nicht „ausgefüllt“ zu sein:

„Ich habe mal 'ne Zeit gehabt, das war, glaube ich, voriges Jahr. Voriges Jahr im Winter war das. Das lag vielleicht an meiner Mentalität oder ... an meinem Körper ... oder was sonst. Ich weiß nicht, was mit mir los war. Das füllte mich alles nicht aus. Dann hab' ich erst mal über mich nachgedacht: ‚Wie kann das angehen? Du hast so viel, so viel um die Ohren. Warum füllt dich das nicht aus?‘“

Energisch versucht sie, sich zur Ordnung zu rufen:

„Du kannst ja normalerweise gar nichts unternehmen. Wo willst du denn noch abends hingehen?‘, hab' ich mir gesagt, nich'. Du bist müde und kaputt. Du könntest höchstens morgens mal was unternehmen.“

Zeitweise beginnt sie dann, vormittags eigenständig etwas zu unternehmen. Sie trifft sich mit einigen Frauen zum „Sektfrühstück“.

„Das hab' ich 'ne Zeitlang auch mal gemacht. Wir ham da mal unter uns Frauen mal so Sektfrühstücke gemacht. Das ist dann gescheitert. Das war Jürgen nicht recht und, naja egal ... Ich hab's dann abgeblasen. Daß ich im Alleingang was unternehme, das kannte er nicht. Und ich fing auf einmal an, alleine wegzugehen – morgens. Und er kam nachmittags nach Hause. Das hab' ich dann nur gemacht, wenn er Frühschicht hatte und ich morgens Zeit hatte. Sonst ging das ja nicht. Ja, und ich kam dann mal um halb drei oder drei nach Hause oder um vier. Und das Essen war nicht fertig. Er mußte sich das Essen selbst machen. Das behagte ihm irgendwo auch nicht so. Naja, und dann hab' ich es auch abgeblasen. Ich war dann auch ehrlich und hab' gesagt: ‚Hört mal zu, ihr müßt mich ausklammern, das haut nicht hin.‘“

Selbst dieser vorsichtige Versuch, wenigstens für einige Stunden aus dem vorgegebenen Zeitrhythmus ausubrechen, „scheitert“. Monika Mahnkes eigenständige Unternehmungen kollidieren mit den Vorstellungen ihres Mannes, der erwartet, daß sie zu Hause ist, wenn er von der Schicht kommt. Monika Mahnke gibt auf und stellt ihre eigenen Bedürfnisse zurück.

Schichtarbeiterfamilien leben in zwei verschiedenen Zeiten. Es sind vor allem die Frauen, die die Verbindung zwischen dem von außen diktierten Schichtrhythmus und der Zeit der sozialen Umwelt herstellen müssen. Sie organisieren den Alltag und versuchen immer wieder, das zerrissene Familienleben zusammenzufügen. Daß für sie selber dabei wenig Zeit bleibt, verwundert nicht. Sie leben mit den Schichten, ohne selbst in der Fabrik zu arbeiten, und sie halten die soziale „Normalzeit“ für die Familie aufrecht, sind aber dennoch aus weiten Bereichen des sozialen und kulturellen Lebens ausgeschlossen.



IV

„Das kulturelle Geschehen ... das fällt alles flach“

Der Ausschluß aus dem
sozialen und kulturellen Leben

Teilhabe braucht Zeit. Man kann nicht beteiligt und doch immer nur halb dabeisein: zu spät dazukommen, früher wieder gehen müssen. Schichtarbeiter und ihre Familien sind *Außenseiter* im normalen „kulturellen Geschehen“. Sie arbeiten häufig, wenn andere Freizeit haben. Und wenn sie selbst Muße haben, sind die anderen nicht da. „Kultur“ ist ja vor allem ein sozialer Zusammenhang. Und aus diesem Zusammenhang sind Schichtarbeiter zumeist ausgeschlossen.

„Du kommst zu spät hin oder mußt zu früh weg“

Schon die Möglichkeiten, Freundschaften zu pflegen bzw. neue Kontakte zu knüpfen, sind begrenzt. Thomas Witte verdeutlicht dieses Problem an seinen Erfahrungen mit Geburtstagsfeiern.

„Geht ja schon los mit 'ner Geburtstagsfeier, nech, wo man eventuell Leute kennenlernen könnte, mit Leuten zu Hause zusammensein könnte. Da kommst du eben nicht hin. Oder du kommst zu spät hin oder mußt zu früh weg. Du kannst also wenig Kontakte knüpfen, nech.“

Die Schichtzeiten lassen nicht zu, daß er an den Feiern von Anfang bis Ende teilnehmen kann. Das „Ganz-Dabeisein“ ist fast immer unmöglich:

„Guck mal, wenn ein Geburtstag ist bei Nachtschicht z. B. – wenn irgendein Geburtstag ist in der Woche, denn wird der zum Wochenende hin verlegt. Ich fang’ Freitagabend an mit Nachtschicht. Gut, Freitag, Samstag sind ja meistens so die Tage, wo man denn feiert, ne. Ja, und denn um 21 Uhr muß ich gehen, spätestens, weil ich um zehn denn da sein muß, nech.“

Bei Nachtschicht z. B. muß Thomas Witte die Feier vorzeitig verlassen. Kommt er nach der Spätschicht dazu, gelingt es ihm kaum, abzuschalten und sich noch in die Feier zu integrieren.

„Oder bei Spätschicht hab’ ich bis 22 Uhr Schicht. Denn bin ich viertel nach zehn oder halb elf, manchmal auch um zehn denn da. Dann sind die ersten aber schon besoffen, oder es ist Bombenstimmung. Und du kommst da rein. Außer Maloche haste vielleicht noch mit irgendjemand Krach gehabt und willst dich normalerweise jetzt irgendwo abreagieren, entweder vor’m Fernseher oder mit der Familie. Oder willst irgendwas sonst machen. Kommst hin, alle sind fröhlich und lustig, und Stimmung ist und Musik; und du kommst da mit so ’ner Fresse rein.“

Aufgrund dieser Schwierigkeiten lehnt Thomas Witte Einladungen zu Geburtstagsfeiern häufig

von vornherein ab. Das vorweggenommene Mißverständnis, das Gefühl, nicht verstanden zu werden, läßt ihn schließlich resignieren:

„Denn gehst du nachher schon, wenn sich's vermeiden läßt, gar nicht mehr hin. Ich habe bei Geburtstagen schon oft gesagt: ‚Nee, geht nicht.‘ – ‚Ja, komm doch nach der Spätschicht, komm doch eben her.‘ Aber is' nicht, nech. Hab' ich einfach keine Lust zu. Das nervt unheimlich ab. Und das können aber nur Leute verstehen, die selber Schicht machen.“

Thomas Witte erzählt von der Geburtstagsfeier einer Bekannten:

„Ne Bekannte von uns sagte letztes Jahr: ‚Mensch, kommt doch her zum Geburtstag, am Sonntag.‘ Sie hatte Geburtstag oder hat 'ne Feier gemacht. Ich hatte Sonntag Spätschicht. Und da war Heike mit Matthias da. Die haben auch 'n lütjen Jungen. Die können gut zusammen spielen, die beiden. Heike hat mich denn abgeholt, nech. Denn hatten sie extra für mich Essen aufgehoben, extra noch was zu trinken hingestellt, 'n Bier kalt gestellt und so. Und als ich kam, war ich total genervt aufgrund der Arbeit. Da hatt' ich irgendwie Schwierigkeiten oder Ärger gehabt. Ich komm' denn da hin und die sitzen denn da, sind alle schon fröhlich, ham schon gegessen, ham schon ihre ersten heißen Diskussionen hinter sich oder hören irgendwelche Musik. Und denn kommst du rein. Dann bist du so genervt, nech. Und denn kommt dieses Mitleid:

„Ach ja du Ärmster‘, und das nervt dich dann noch mehr. Richtig Schaum kriegste denn, nech. Die machen keine Schicht. Die ham über’s Wochenende ja immer frei. Die nervt der Montag, der kommende. Weil das immer der erste Tag ist. Aber bei uns geht’s ja eben durch drei Wochen, drei Wochenenden. Und ein Wochenende ham wir eben nur frei.“

Besondere Aufmerksamkeit oder gar Mitleid verstärken seine Schwierigkeiten, in die Feier „reinzukommen“ nur noch. Thomas Witte reagiert mit Abwehr und Wut. Spaß an der Geburtstagsfeier kann gar nicht mehr aufkommen. Die Tragweite des Problems können seiner Meinung nach Nichtschichtler gar nicht erfassen. *„Die ham über’s Wochenende ja immer frei.“*

Einladungen von Freunden und Bekannten zum Feiern oder zu gemeinsamen Unternehmungen müssen häufig abgesagt werden.

„Wie oft mußte ich ja schon Bekannten oder Verwandten oder Leuten aus dem Haus, die einen einladen zum Fasching oder zum Kegeln oder so, sagen: ‚Nee, ich kann nicht. Ich hab’ Nachtschicht.‘ – ‚Ja, wann kannst du denn?‘ – ‚Ja, kannst in vier Wochen mal wieder nachfragen, da hab’ ich grad die vier freien Tage.‘ – ‚Ja, da haben wir nix, ne.“
(Peter Kersting)

Gisela Kersting bleibt häufig nur die Möglichkeit, ebenfalls auf bestimmte Aktivitäten zu verzichten oder sie alleine wahrzunehmen.

„Und wenn denn irgend 'ne Veranstaltung dieser Art ist, ja – Gisela hat dann auch keine Lust, immer alleine mitzutapern. Da sitzen dann alle mit ihren Ehemännern da, und sie sitzt dann in den meisten Fällen alleine da. Und dazu hat sie auch nicht immer Lust. Z. B. jetzt am Wochenende machen die aus der Initiative mit den Betreuern 'ne Butterfahrt nach Harlingersiel, mit dem Bus und dann mit dem Schiff. Ja, kann ich nicht mitfahren, da hab' ich Frühschicht am Samstag. Die fahren morgens um sechs mit dem Bus weg und ich sitz' auf der Hütte. Ein normal Arbeitender bei der Bank oder sonstwo im Büro, der hat frei, der kann da mitfahren. Und so sind die Schwierigkeiten, wenn man so will, ständig da, ne. Es sei denn, es kommt gerade mal zufällig mit den freien Tagen hin. Aber, wann das mal der Fall ist, das kann man an einer Hand abzählen.“ (Peter Kersting)

Daß seine Frau „viel mit einstecken“ muß, sieht auch Ernst Hellberg.

„Da muß man alles 'n bißchen zurückstecken ... Und da muß die Frau auch viel mit einstecken. Man ist eben mehr ans Haus, an die Familie gebunden. Man kann nicht irgendwo da groß Veranstaltungen mitnehmen. Das fällt alles flach. Eben durch die Schichtarbeit.“

Da er durch die Schichtarbeit nicht „groß“ was unternehmen kann, fühlt er sich mehr ans Haus und an die Familie gebunden. Außerhäusliche Aktivitäten finden nur „alle vier Wochen“ statt.

„ ... meine Frau, die kennt auch gar nichts anderes. Die ist das so von Anfang an gewohnt. Mit Schichtarbeit sind wir zusammen groß geworden. Das hat sich ganz gut eingespielt. Wenn man verheiratet ist, denn lernt man sowieso, damit umzugehen. Denn geht man eben dann aus, wenn man frei hat. Wir ham alle vier Wochen nur einmal 'n Sonntag frei. Dann spielt sich eben das ganze Leben, dies Ausgehen und auch Geburtstage und so, das spielt sich dann alle vier Wochen nur mal ab. Da wird gesacht: ‚Wann hast du frei?‘ Dann wird eben, wenn der freie Tag ist, der freie Sonntag oder Sonnabend, in vier Wochen was unternommen.“

Wichtig ist Ernst Hellberg allerdings die Teilnahme an Dorffesten:

„Wir ham hier Erntefest bei uns. Dann nimmt man schon mal 'n Tag Urlaub. Denn dann hab' ich Spätschicht, wenn hier das Erntefest ist. Wenn man dann erst um zehn, halb elf oder um elf dahin kommt, dann ist das meistens schon gelaufen, ne. Dann kommt man nicht mehr so da rein, ne. Das ist schwierig. Man muß schon seinen Urlaub da 'n bißchen für einplanen, was nicht immer geht.“

Wegen der Schicht erst spät am Abend zu einem Fest dazuzukommen, empfindet auch Ernst Hellberg als unbefriedigend. Um an einem Fest richtig teilnehmen zu können, muß er Urlaub nehmen, der aber bereits am Jahresanfang festgelegt werden

muß. Ernst Hellberg beschreibt die damit verbundenen Probleme:

„Wir ham jetzt dieses Jahr in dem Dorf, wo meine Frau herkommt, da ham die 200jähriges Jubiläum. Ich würde ganz gerne mitmachen und meine Frau auch, weil die da aus dem Ort kommt. Aber da hab' ich gerade Spätschicht. Das sind echt Probleme dann, das mit einzukalkulieren. Wir müssen unsern Urlaub schon immer am Anfang des Jahres festlegen. Und dann denkt man gar nicht daran und überlegt: ‚Ah, was ist denn überhaupt?‘ Denn meldet man den Urlaub irgendwie an und denn auf einmal, ‚ach‘, hat man das denn vergessen. Oder ein anderer ist einem schon zuvorgekommen. Und weil immer nur zwei Mann in Urlaub können, ist das wirklich ein Problem. Wenn mal so was ist, was man gerne mitmachen möchte, ist es schwer, da reinzukommen dann. Das ist eben so, wenn man normal arbeitet und hat am Wochenende frei, denn kann man alles mitmachen. Das können wir leider nicht. Das ist ein großer Nachteil der Schichtarbeit.“

„Das ist ja kein Club von Schichtarbeitern“

Auch organisierte Freizeitangebote können von Schichtarbeitern nur eingeschränkt wahrgenom-

men werden. Vereinsleben mitzumachen, ist unmöglich oder mit großen Schwierigkeiten verbunden. Ernst Hellberg z. B. hat die Erfahrung gemacht, daß er die Mitgliedschaft in einem Verein nicht mit seiner Schichtarbeit „vereinbaren“ kann.

„Das kulturelle Geschehen, irgendwie Vereinen beitreten und was man sonst so hat, das fällt alles flach. Das kann man mit der Schichtarbeit nicht vereinbaren. Wenn man Spätschicht hat und denn mal was ist, dann muß man zur Spätschicht. Ja, denn kann man wieder nicht mitmachen. Ich war hier auch schon mal im Gesangverein drin. Aber dann hat man Nachtschicht, oder man hat wieder Frühschicht und muß morgens halb fünf wieder aufstehen. Denn kann man abends nicht noch lange aufbleiben und noch was unternehmen.“

Über die Schwierigkeiten, Schichtarbeit und Vereinsaktivitäten in Einklang zu bringen, erzählt Peter Kersting. Er ist Mitglied in einem Vespa-Club. Treffen und Fahrten des Clubs finden überwiegend an Wochenenden statt.

„Z. B. jetzt am 30./31. Mai ist ein Treffen in Frankfurt. Die haben 25jähriges Jubiläum. Da möchte ich gerne hin. Zu diesem Zeitpunkt habe ich aber keinen Urlaub angemeldet, weil das nicht ging. Will ich an den Treffen teilnehmen, bleibt mir jetzt nichts anderes übrig, als den Meister oder Vorgesetzten erst mal 'n bißchen zu streicheln, wie man so schön sagt, ihm Honig um den Bart zu schmieren, um ihn dahin zu bringen, daß er mir

vielleicht drei Tage Urlaub gibt dafür. Denn da ist gerade Nachtschichtwoche. Ich brauche drei Tage. Ich muß vorher die Nacht ausschlafen, um dann fahren zu können. Auch die ganzen Treffen, die wir haben, fallen immer auf Wochenenden. Denn logischerweise ist das ja kein Club von Schichtarbeitern, sondern das sind Normalarbeitende. Und die gehen immer von Wochenenden aus.“

Absprachen über seine Teilnahme an den Aktivitäten des Vereins bleiben grundsätzlich schwierig.

„Und das ist jedes Jahr dasselbe, wenn dann die Termine für die Treffen feststehen und man sich darüber klar werden will, zu welchen Treffen der Club fahren soll, denn geht das los: ‚Ja, Kersting, was ist?‘ – Ja, denn krieg ich erst mal meinen Schichtkalender raus, und dann geht das los. ‚Ja, da kann ich nicht, da hab ich Nachtschicht. Da kann ich auch nicht, da hab ich auch Schicht. Ja, da kann ich vielleicht mal eben hinfahren.‘ – Aber dann ist schon wieder Ende. Das kommt vielleicht bei einem Treffen zufällig mit meinen freien Tagen gerade hin. Alles, was ich dann noch darüber hinaus machen möchte, muß ich eben auf der Basis von Urlaub machen. Und das geht auch nur, indem ich erst mal den Vorgesetzten ein bißchen weichknete, damit ich den Urlaub bekomme, ne.“

Häufig kann Peter Kersting sich nur beteiligen, indem er Urlaub nimmt. Aber auch das ist nicht immer ganz einfach. Er ist angewiesen auf das

'86	Januar	Februar	März	April
Sa		1 Spät	1 Spät	
So		2 Frei	2 Frei	
Mo		3 Früh	3 Früh	
Di		4 "	4 "	1 Früh
Mi	1 Urlaub	5 " Herz	5 "	2 "
Do	2 "	6 "	6 " Ernst	3 "
Fr	3 "	7 "	7 "	4 "
Sa	4 "	8 " Peter	8 "	5 "
So	5 "	9 "	9 "	6 "
Mo	6 Früh	10 Spät	10 Spät	7 Spät
Di	7 "	11 "	11 "	8 "
Mi	8 "	12 "	12 "	9 "
Do	9 "	13 Frei	13 Frei	10 Frei
Fr	10 "	14 "	14 "	11 " Hamburg
Sa	11 "	15 " Maria	15 " Silke	12 "
So	12 "	16 "	16 "	13 "
Mo	13 Spät	17 Nacht	17 Nacht	14 Nacht
Di	14 "	18 "	18 "	15 "
Mi	15 " Klaus	19 "	19 "	16 "
Do	16 Frei	20 "	20 "	17 "
Fr	17 "	21 "	21 "	18 "
Sa	18 "	22 "	22 "	19 "
So	19 "	23 " half	23 "	20 "
Mo	20 Nacht	24 "	24 "	21 Pit
Di	21 "	25 Frei	25 Frei	22 Frei
Mi	22 "	26 "	26 "	23 "
Do	23 "	27 Spät	27 Spät	24 Spät
Fr	24 "	28 "	28 "	25 "
Sa	25 "		29 "	26 "
So	26 "		30 Frei	27 Frei
Mo	27 Ingrid		31 Früh	28 Früh
Di	28 Frei			29 "
Mi	29 "			30 " Neube
Do	30 Spät			
Fr	31 "			

Wohlwollen seiner Vorgesetzten, das er durch geschicktes Verhalten gewinnen muß. Mit seiner Situation stößt Peter Kersting bei seinen Vereinskameraden auf „Unverständnis“.

„Und das hat mir dann schon oftmals auch innerhalb des Clubs eben Unverständnis von deren Seite eingetragen. Die haben gesagt: ‚Sag mal, was ist eigentlich los mit dir? Da kannst du nicht, da kannst du nicht, dann mußt du mal tauschen!‘ Ja, wer tauscht denn schon? Wenn schon Schicht gearbeitet wird, denn sind alle froh, wenn sie ihre Schicht so gut wie möglich durchziehen. Denn wenn ich auf Nachtschicht bin und denn am Wochenende weg will, da ist kein Kollege, der grad Frühschicht macht, bereit, für mich zwei Tage Nachtschicht einzuspringen. Das läßt sich im Schichtrhythmus schlecht durchführen, dies tauschen. Das ist bei ‚ner Normalarbeit vielleicht ganz anders möglich. Ja, das begreifen viele bei uns dann einfach nicht, ne.“

Thomas Witte hat keine eigenen Vereinerfahrungen. Er kennt jedoch das Problem von einem Freund, der aktiver Fußballer ist.

„Verein oder ähnliche Geschichten kannst du vergessen. Das ist bei mir nicht der Fall, weil ich nun z. B. kein Sportlertyp bin. Aber ich hab' genug Arbeitskollegen. Der Hans, der ist 'ne Fußballkanone, der muß seine ganzen freien Tage – wir ham ja nach der Nachtschicht freie Tage, die Waschtage und Urlaub und so –, das nimmt der

*alles schon vorher in Anspruch, nech.
Normalerweise hält man das zusammen. Wenn mal was ist, hat man mal 'n Tag gut. Oder das nimmt man zum Jahresurlaub, um sich wirklich zu erholen. Der Hans macht das so oder muß es so machen, weil er eben im Verein spielt. Der nimmt seine ganzen freien Tage wahr – während des Jahres. Nachher bei seinem Jahresurlaub hat er vierzehn Tage weniger als ich z. B. Aber sonst müßte er weggehen vom Vereinsleben.“*

Aktives Vereinsleben ist für Schichtarbeiter offensichtlich nur über die Inanspruchnahme von Urlaubstagen zu realisieren. Warum das so ist, beschreibt noch einmal Thomas Witte:

„Denn die richten sich nicht nach dir. Die richten sich nach den Leuten, die normal von Montag bis Freitag arbeiten und das Wochenende frei haben. Fußball ist samstags oder mittwochs und denn abends. Training ist denn dienstags, donnerstags und denn abends. Immer nur von Leuten ausgehend, die normal arbeiten. Und wenn du hörst, wie viele Leute Schicht arbeiten, ist das eben nicht normal, ne. Wenn du siehst, daß der ganze öffentliche Bereitschaftsdienst – Polizei, Feuerwehr, Rettungsdienst, Krankenhaus, Stadtwerke, Post und was es da alles gibt – alle Schicht machen. Und die Großindustrie geht ja auch dazu über, immer mehr die Maschinen laufen zu lassen, nech. Denn mehr Kohle könn' se ja nicht verdienen, als wenn se die Leute rund um die Uhr



malochen lassen. Also, es wird immer mehr Schicht kommen. Aber die Vereine, die richten sich nicht danach, nech. Es gibt also keine Sachen, wo du vormittags hingehen kannst. Klar, Tennisspielen, 'ne Stunde zwanzig Mark oder so, das kannst du machen. Aber das ist nun natürlich nicht grad der Sport, den ein Arbeiter treibt, normalerweise, nech. Nee, Vereinsleben is' eben nicht, nee, is' klar."

Thomas Witte verweist auf ein grundsätzliches Problem. Trotz zunehmender Schichtarbeit bleibt die Organisation des Vereinslebens orientiert am Normalarbeitstag bzw. der Normalarbeitswoche. Diese Diskrepanz wird den Schichtarbeitern auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen zum Problem.

„Da fühl ich mich echt benachteiligt anderen gegenüber“

Weiterbildungsmöglichkeiten wahrzunehmen, ist Schichtarbeitern weitgehend verwehrt. Die Organisation der Veranstaltungen nimmt in der Regel auf die besonderen Zeitbedürfnisse von Schichtarbeitern keine Rücksicht. Eine Ausnahme ist lediglich der Bildungsurlaub.⁷

„Wenn man geregelte Arbeitszeit hätte, hätte man abends irgendwie die Möglichkeiten z. B.

irgendwie so Abendkurse oder Schulungen noch mitzumachen. Das kann man praktisch als Schichtarbeiter nicht. Wenn jetzt z. B. einer irgendwie normale Schicht hat, der kann sich irgendwie Kurse wie Englisch oder Französisch raussuchen. Der hat eher die Möglichkeit als ein Schichtarbeiter. Ein Schichtarbeiter kann nicht sagen: ‚Ich mach jetzt ‘n Kurs mit.‘ Bloß die drei Tage, wo er frei hat, da kann er keinen Kursus mitmachen. Das kann er höchstens in der Woche, in der er Frühschicht hat. Und dann geht der Kursus abends so lange. Wenn man von hier zur VHS fahren soll, dann ist es abends zwölf, wenn man wieder zu Hause ist. Und morgens kurz nach vier muß man wieder raus. Da hat man auch keine Lust, sowas mitzumachen. In diesen Sachen sind Schichtarbeiter schon benachteiligt im Vergleich zu denen, die normale Schicht machen.“ (Walter Schulz)

Selbst wenn die Mehrzahl der „Normalschichtler“ Weiterbildungsmöglichkeiten nicht in dem Ausmaß nutzen, wie sich das aus Walter Schulz' Darstellung nahelegt, bleiben doch die Pläne und Perspektiven interessant, an denen er festhält. Und die Organisation des Schichtsystems verhindert ja tatsächlich deren Realisierung. Konti-Schichtarbeiter sind „kulturell benachteiligt“.

Auch die Übernahme von Ämtern im öffentlichen Leben oder von Mandaten in Vertretungsorganen ist Schichtarbeitern kaum möglich. Peter Kersting z. B. ist Mitbegründer einer Bürgerinitiative zur

Errichtung eines Bauspielplatzes in seiner Wohnsiedlung. Als ihm die Übernahme des Vereinsvorsitzes angetragen wird, lehnt er ab, weil er glaubt, als Schichtarbeiter den Aufgaben nicht gerecht werden zu können.

„Da ham wir dann 'ne offizielle Gründungsversammlung einberufen. Und denn ging das natürlich los. Jetzt brauchen wir auch laut Satzung 'nen ersten Vorsitzenden, 'nen zweiten Vorsitzenden, einen Kassenwart und stellvertretenden Kassenwart. Und dann hieß es: ‚Wer macht jetzt den ersten Vorsitzenden?‘ Da war großes Schweigen in der Runde. Ich sach: ‚Ja, das kann ich nicht machen, weil ich Schichtarbeiter bin. Ich muß Früh-, Spät- und Nachtschicht machen. Ich muß das aus dem Grund ablehnen, weil ich, wenn mal was ist, gar nicht erreichbar bin.“

Als schließlich seine Frau sich bereit erklärt, den Vorsitz zu übernehmen, willigt Peter Kersting ein, den „Stellvertreter“ zu „machen“.

„Und da hab ich das auch erläutert, daß das einfach mit meiner Schicht nicht zu vereinbaren ist. Ja, das wär' doch nicht so schlimm. Hauptsache es stünde was auf dem Papier. Na, und denn sagte Gisela denn: ‚Ja, ist gut, wenn das so ist, denn mach' ich den ersten Vorsitzenden', ne. Und denn zu mir gewandt sacht sie: ‚Wenn ich den ersten Vorsitzenden mache, kannst du ja auch den Stellvertreter machen.' Ich sach: ‚Naja gut, denn mach' ich den Stellvertreter', ne. Ja gut. Und denn

ging das über 'n Rechtsanwalt, der hat das so praktisch festgeschrieben.“

Erst durch „Hilfskonstruktionen“ und durch Unterstützung der Ehefrau gelingt Peter Kersting die Teilnahme an Vorstandsaktivitäten der Bürgerinitiative, die ihn zwar interessiert, die er aus Verantwortungsbewußtsein zunächst jedoch zurückweist. Und Bürgerinitiativen sind gewöhnlich weniger streng in ihren Erwartungen an den Vorstand. Im normalen Vereinsleben wären solche „Hilfskonstruktionen“ nicht denkbar.

Auch als ihn die Pfarrer seiner Kirchengemeinde zur Wahl in den Konvent vorschlagen, lehnt Peter Kersting eine Kandidatur ab.

„Und aus demselben Grund hab ich seinerzeit abgelehnt, bei uns in der Gemeinde in den Konvent mit reinzugehen. Da hatte man mich von Seiten der Pastoren angesprochen, das wär' doch ganz gut, wenn auch mal ein Arbeiter jetzt im Konvent mit wäre und auch mal seine Meinung da sagen würde. Wenn da was besprochen wird, da mal ein Wörtchen mitzureden. Das hab' ich denn auch plausibel gemacht, daß ich das einfach unfair fände, wenn ich da jetzt reingehe. Und wenn die abends ihre Versammlungen einberufen oder schriftlich bekanntgeben, ich jedesmal sagen muß: ‚Nee, ich bin nicht da.‘ Dann muß man sich hinterher anhören: ‚Ja, was will der eigentlich hier, wenn der doch nicht kommt?‘“

Peter Kersting nimmt die möglichen Konflikte bereits vorweg. Nach 20jähriger Schichtarbeitserfahrung weiß er, daß die „normalen Leute“ die Probleme von Schichtarbeitern nicht verstehen. Er geht deshalb möglichen Konfrontationen aus dem Weg. Zweifellos sieht er die Nachteile. Aber er ist gezwungen, „das Beste draus zu machen“.

„Wenn man das Kulturelle jetzt sieht, ob es jetzt 'ne Initiative ist, der Konvent von der Kirche, der Vespa-Club oder Theaterbesuche, egal, was das ist, da fühl ich mich echt benachteiligt andern gegenüber. Es ist regelrecht Mist, ganz großer Mist die Schicht. Obwohl ich immer – es bleibt mir im Moment nichts anderes übrig – das Beste draus mache.“

Schichtarbeiter sind vom „Kulturellen“ ausgeschlossen. Sie leben eine Art eigenes Leben, das sie prägt und womöglich kulturell „entwöhnt“. Peter Kersting jedenfalls ist skeptisch, ob er nach 20 Jahren Schicht noch spontan etwa das Bedürfnis entwickeln würde, regelmäßig ins Theater zu gehen.

„Im Moment könnt' ich nicht sagen: ‚Jawohl, ich würde dann einmal oder zweimal im Monat ins Theater gehen‘, oder so. Das kann ich im Moment nicht sagen. Weil nach zwanzig Jahren Schicht wird einem das gar nicht so bewußt, was man jetzt außerdem noch machen würde. Aber ich könnte mir gut vorstellen, daß man, wenn die Möglichkeit freizeitmäßig oder arbeitszeitmäßig gegeben wäre, doch einiges mehr machen würde.“

Der Verlust jenes Teils der aktiv gestaltbaren Zeit, die den „Nichtschichtlern“ vorgeblich zur Verfügung steht, ist ein durchgängiges Thema bei Schichtarbeitern. Und wenn sie dabei auch die Möglichkeiten der „normalen Leute“ in der Regel zu positiv einschätzen, haben sie zweifellos recht mit der Betonung ihrer eigenen Benachteiligung. Es bleibt schon ein erstaunliches Phänomen, daß in Gesellschaften, die immer mehr Menschen einen *abweichenden Zeitrhythmus* aufzwingen, der „Normalarbeitstag“ nach wie vor die soziale Zeit bestimmt.



V

***„Vielleicht kann man sagen,
daß man aus der Situation
irgendwie das Beste
machen muß“***

Bewältigung der „Zeitnot“

Schichtarbeit nötigt den Betroffenen – das belegen die Erzählungen auf eindrückliche Weise – Zeitstrukturen auf, die sowohl ihrem biologischen Rhythmus als auch der herrschenden sozialen Zeit zuwiderlaufen. Zur Bewältigung der damit verbundenen Belastungen, Probleme und subjektiv empfundenen Benachteiligungen entwickeln die Kollegen vielfältige Strategien. Diese ermöglichen es ihnen, sich auf der einen Seite mit dem betrieblich vorgegebenen Zeitsystem zu arrangieren. Darüberhinaus zielen sie darauf ab, „Eigenzeit“ zu sichern, in der sie zumindest ein Stück weit ihre Lebensbedürfnisse erfüllen können.⁸

Peter Kersting hat für sich und sein Leben eine pragmatische Grundhaltung entwickelt. Er beschreibt, wie er mit seiner Situation als Schichtarbeiter und den damit verbundenen Problemen umgeht:

„Warum mich das vielleicht nicht so arg belastet, weiß ich auch nicht. Vielleicht hab ich auch 'n bißchen dickes Fell. Vielleicht muß man sich da auch 'ne gewisse Dickfelligkeit und Gleichgültigkeit angewöhnen, um das so zu nehmen, wie das ist. Dann sagt man eben einfach: ‚Ja, wenn ich nicht kann, kann ich eben nicht‘, und macht das Beste draus. Ich könnte jetzt natürlich

auch bei jeder Gelegenheit, wenn ich mal wieder nicht teilnehmen kann, den Kopf runterhängen, immer den Zerknirschten tun und verzweifeln. Oder ich könnte jedesmal gleich nach oben rennen und, wie man so schön sagt, die Flappen auf'n Tisch hauen und kündigen. Aber das nützt mir nun im Moment gar nichts. Wir haben uns eben so damit abgefunden."

„Verzweifeln“ oder den „Kopf hängen lassen“ nützt ihm nichts. Peter Kersting versucht vielmehr, die Probleme nicht zu sehr an sich herankommen zu lassen und lieber „das Beste“ aus der Situation zu machen.

„Vielleicht kann man sagen, daß man aus der Situation irgendwie das Beste machen muß. Und auch in der Zeit, die ich dann eben Zeit habe, unter der Woche, mit meiner Freizeit, versuche ich was anzustellen.“

Die freie Zeit sinnvoll zu füllen, ist offensichtlich vordringliches Bedürfnis. Da Schichtarbeiter Kultur- und Freizeitangebote weniger als „Normalarbeitende“ nutzen können, sind sie darauf angewiesen, eigene Sinnstrukturen in ihrer freien Zeit aufzubauen. Einen beträchtlichen Teil ihrer „Nichtarbeitszeit“ müssen sie jedoch erst einmal für ihre unmittelbare Regeneration verwenden.

„ ... ich muß mir meine Substanz irgendwo holen“

Da ihre Regeneration durch den Schichtrythmus unter erschwerten Bedingungen stattfinden muß, bringen die Kollegen erhebliche Energien auf, um ihren Schlaf zu „organisieren“. Peter Kersting betont vor allem die Notwendigkeit des Schlafes bei Nachtschicht:

„Viele Kollegen, die ich kenne, machen immer einen, meiner Meinung nach grundlegenden Fehler – besonders dann, wenn sie Nachtschicht machen. Dann kommen sie morgens um sieben aus der Nachtschicht, dann hauen sie sich hin. Nur um den Tag nicht kaputt zu machen, stehen sie um elf oder zwölf wieder auf, fahren denn irgendwohin, unternehmen was. Sie vergessen aber auf der anderen Seite, daß sie sich da Schlaf rauben, den sie normalerweise ja haben müssen, weil sie nun ja mal gezwungenermaßen den Tag zur Nacht machen müssen. Also, sie unterbrechen den ‚Quasinachtschlaf‘ mitten drin und unternehmen was: fahren angeln, gehen baden, fahren mit Verwandten oder der Familie irgendwohin und machen in Familie. Abends gehen sie um 22 Uhr wieder in die Nachtschicht. Und am nächsten Morgen machen sie das gleiche wieder, insbesondere im Sommer. Sie begründen das damit, daß sie ja nicht nur für die Arbeit leben wollen. Das möchte ich natürlich auch nicht. Aber ich muß mir meine Substanz irgendwo holen. Das

kann ich nur durch Schlaf. Bei Nachtschicht hab' ich mir zur Aufgabe gemacht, solange wie möglich zu schlafen. Sicher, auf der einen Seite ist das Käse. Ich denk', der ganze Tag ist hin. Die Familie hat nix davon, aber ich fahr' besser damit. Und da ich nun mal in dem Boot sitze, muß ich auch mitschwimmen. Also muß ich den Schlaf mir holen."

Auch gegen seine sonstigen Bedürfnisse „holt“ Peter Kersting sich den notwendigen Schlaf. Konsequenterweise macht er den „Tag zur Nacht“ und stellt sich die „Aufgabe“, „so lange wie möglich zu schlafen“. Um dies durchhalten zu können, muß er gelegentlich zu ungewöhnlichen Maßnahmen greifen. Als seine Kinder beispielsweise noch klein sind, ist es ihm in der engen Wohnung mit einem schreienden Säugling unmöglich, die notwendige Ruhe zu finden. Peter Kersting erzählt:

„Was die Schicht angeht und das Zusammenleben mit den Kindern, muß ich sagen, zu Anfang, wo Susanne klein war und Heiner hinterherkam, also, wo sie beide noch kleiner waren, war es mitunter bei Nachtschicht nicht einfach. Oder auch bei Frühschicht, da muß' ich um vier hoch. – Jetzt muß' ich aber abends relativ zeitig ins Bett. Und jetzt so'n Kleinstkind in der Wohnung. Und denn mit der Fütterei. Alle vier Stunden müssen die raus. Und denn schreien die. Und wie das eben kleine Kinder an sich haben, fragen die da nicht nach der Zeit und sind am Plärren. Und Heiner hatte denn so 'ne Phase, wie jedes Kind das hat, irgendwie so 'ne

Schrei- oder Brüllzeit. Da sind die nur am Schreien und Plärren, und dann sollst du nebenan liegen und schlafen. Das war mitunter einfach nicht mehr drin.“

Peter Kersting versucht wieder, das „Beste“ aus der Situation zu machen, und „flieht“ in den Keller.

„Aber jetzt da aufstehen und Türen knallen und rumterzen hat auch keinen Zweck. Da hab ich denn auch wieder versucht, das Beste draus zu machen. Wir hatten noch von Susannes Kleinkinderzeit so diese Matratzen da im Keller stehen. Da bin ich denn in 'n Keller gegangen, hab mir die Matratzen auf die Erde gelegt, Füße gegen die Kellertür und hab im Keller geschlafen. Das war gar nicht mal so unangenehm, zumal da unten bei uns im Keller die Heizungsrohre, die Einspeisungen durchlaufen. Also kalt war's nicht, und Ruhe hatte ich, ne. Und so hab' ich denn auch mal da geschlafen, ne.“

Besondere Anstrengungen, die Bedingungen für störungsfreien Schlaf zu sichern, unternimmt Ernst Hellberg. Er baut für sich und seine Familie ein Haus, das den Bedürfnissen einer Schichtarbeiterfamilie entspricht.

„Und der wichtigste Grund, daß wir neu gebaut haben, war für mich, daß wir das Schlafzimmer nach unten gelegt haben. Wir haben hier Rolläden und Isolierverglasung. Es ist doch wesentlich ruhiger geworden hier als in dem alten Haus. Und

das Schlafzimmer ist jetzt ganz nach hinten gelegt, weg von der Straße. Weil wir hier ziemlich an der Hauptstraße wohnen. Und nun schlafe ich wesentlich ruhiger als in dem alten Haus.“

Als „wichtigsten“ Grund für den Hausbau führt Ernst Hellberg ausdrücklich die Schichtarbeit an. Günstige Raumaufteilung sowie schallisolierende Maßnahmen sollen seine Schlafprobleme am Tage mindern.

„Der Garten ist unser Hobby“

Über die Bemühungen hinaus, die unmittelbare Regeneration sicherzustellen, entwickeln die Kollegen verschiedene Aktivitäten, die ihnen Erholung, Entspannung, Ausgleich, aber auch die Möglichkeit zu sozialen Kontakten bieten. Viele Schichtarbeiter haben z. B. einen festen Campingplatz, eine Parzelle oder – wie Ernst Hellberg – einen Garten am eigenen Haus, wo sie ihre freie Zeit verbringen. Wie wichtig ein solcher Ort sein kann, macht Walter Schulz deutlich. Er hatte mehrere Jahre einen Campingplatz, den er aufgeben mußte. Gern hätte er einen Kleingarten. Diesen Wunsch konnte er sich bisher jedoch noch nicht verwirklichen. Ihm fällt es deshalb oft schwer, seine freien Tage aktiv zu nutzen. Walter Schulz erzählt:

„... wenn man denn mal freie Tage hat, ja, was soll man denn schon anfangen? Kann man auch nix

machen. Die Tochter geht zur Schule und so, da kann man auch nicht viel anfangen ... Den ersten Tag, den ich frei hab, schlaf' ich sowieso den ganzen Tag. Und den zweiten Tag, ja, was so anfällt. Da ist immer mal 'n bißchen was zu tun, was heil zu machen, nech. So'n bißchen rumklitschern. Oder dann ist auch mal 'n Tag, wo man keine Lust hat, wo man sich 'n ganzen Tag hinsetzt: ‚Ach, Scheiße – keine Lust!‘ Denn macht man überhaupt nichts. Denn hängt man nur 'n ganzen Abend vor der Flimmerkiste, bis in die Nacht hinein. Und am andern Tag, denn schläft man wieder bis Mittag. Und dann sagt man sich: ‚Ach, das Wetter ist so schlecht, was sollst du machen? Lust hast' auch nicht. Ach, machst gar nix.‘ So sind die drei freien Tage weg. Denn geht's wieder von vorne los.“

Jürgen Mahnke ist der Aufenthalt in seinem Garten zum festen Bestandteil seines Tagesablaufs geworden. Er hat, wie Monika Mahnke sagt, „seinen Körper schon programmiert auf Garten“.

„Jürgen hat sich schon selber programmiert, seinen Körper schon programmiert auf Garten. Dann ist er mittags um eins schon hellwach, dann wird Mittag gegessen, und dann fährt er zum Garten.“

Welche Bedeutung der Garten für ihren Mann hat, schildert Monika Mahnke noch einmal sehr plastisch:

„Natürlich bin ich froh, daß er den Garten hat, der ist sehr wichtig für ihn. Er kann dort abschalten. Er

kann regelrecht sich abreagieren, nech. Der kommt in den Garten, wirft alles von sich, und dann entspannt er sich. Dann klönt er mal hier, dann klönt er mal da. Und dann guckt er im Garten, was muß gemacht werden. Ja, das muß gemacht werden. Wenn ich nachmittags Zeit habe, komme ich auch so oft, wie ich kann. Dann fahr' ich von da aus zur Arbeit. Manchmal fahr' ich sogar abends wieder hin. Wenn Jürgen Frühschicht hat, dann fahr' ich wieder hin, wenn das Wetter schön ist ... Schön ist das; und wir sind beide rundum zufrieden.“

Der Garten bietet Jürgen Mahnke die Möglichkeit, hinter sich zu lassen, was ihn belastet. Er ist der Ort, wo er abschalten, sich ausruhen und entspannen kann. Der Garten ist aber auch Bestandteil eines sozialen Zusammenhangs, auf den er zu beliebiger Zeit zurückgreifen kann. Zum „Klönen“ mit einem Gartennachbarn ist eigentlich immer Gelegenheit. Aber nicht nur für Jürgen Mahnke, sondern auch für seine Frau spielt der Garten eine große Rolle. Bei schönem Wetter hält auch sie sich häufig dort auf. Der Garten ist ihre gemeinsame Sache.

„ ... den Garten, den bearbeiten wir beide. Da haben wir beide Spaß dran. Im Sommer habe ich auch keine Lust, irgendetwas anderes zu unternehmen. Der Garten nimmt uns voll in Anspruch.“ (Monika Mahnke)



Daß vor allem ihr Mann den Garten intensiv nutzen kann, bringt Monika Mahnke mit dem Schichtrhythmus in Verbindung.

„Wenn er jetzt eine Arbeit hätte, die er jetzt über Tag verrichten muß, dann hätte er so viel Zeit gar nicht übrig für seinen Garten. Durch die Schichten ist das anders. Guck mal, bei Nachtschicht hat er den ganzen Nachmittag. Bei Frühschicht hat er den Nachmittag, den schönen Nachmittag, kann ich sagen. Und auch den Abend vielleicht bis halb zehn, zehn noch. Wir essen da denn Abendbrot, dann fahren wir nach Hause, eben unter die Dusche und ab ins Bett. So können wir uns das einteilen. So haben wir eigentlich mehr vom Garten, ne. Bei Spätschicht frühstückt er morgens, fährt zum Garten und ist dann um halb eins wieder zu Hause.“

Die Tatsache, daß sich Jürgen Mahnke auch zu Zeiten im Garten aufhalten kann, in denen andere arbeiten müssen, vermittelt das Gefühl, „mehr vom Garten zu haben“. In den Nacht- und Frühschichtperioden, aber auch an den freien Tagen „verlegen“ Monika und Jürgen Mahnke ihr Leben weitgehend in den Garten.

Wenn Ernst Hellberg über seinen Garten erzählt, geht es vor allem um die damit verbundene Arbeit. Mit dem Kauf seines Hauses erwirbt er auch ein großes Grundstück. Da alles „verkommen“ ist, muß der Garten erst einmal angelegt werden.

„Dann hatten wir das große Grundstück, diese 2000 Quadratmeter. Da hatten wir viel Arbeit mit.

Ein großes Stück hatten wir zu Rasen gemacht. Da muß' ich immer Rasen mähen. Wir möchten das auch gerne immer ein bißchen ordentlich haben, weil das Grundstück direkt an der Straße liegt. Es sollte auch nicht alles so verkommen aussehen. Und so mußten wir immer arbeiten, damit wir alles einigermaßen in Ordnung hatten.“

Einen Teil des Grundstückes verwandelt er in einen Nutzgarten.

„... da haben wir uns was umgegraben. Wir kamen ja beide von der Landwirtschaft. Wir haben denn Kartoffeln gepflanzt, Gemüse angebaut und vor allen Dingen Erdbeeren. Das war unser Wichtigstes. Wir kamen ja aus dem Moor. Da gab es keine Erdbeeren. Da konnten wir schlecht Erdbeeren pflanzen. Hier konnten wir selber Erdbeeren anpflanzen. Das war für uns das Allerwichtigste mit, daß wir jetzt selber Erdbeeren ernten konnten, ne. Die wuchsen hier auch gut, und da hatten wir beide viel Spaß dran.“

Wenn Ernst Hellberg auch betont, „ich habe immer gearbeitet“, kann er – im Gegensatz zu seiner Arbeit im Stahlwerk – die Arbeit im Garten nach selbstentwickelten Zielen und Vorstellungen ausrichten. Die Früchte seiner Arbeit haben für ihn und seine Familie unmittelbaren Gebrauchswert. Freude und Stolz über die erzielten Produkte lassen ihn die Arbeit nicht als Last empfinden. Vielmehr bedeutet für ihn Gartenarbeit „Freizeit“ und „Hobby“ zugleich.



„Unsere Freizeit ist eben der Garten und diese Sachen. Das ist unser Hobby ... So Spaziergehen und so, das liegt uns eigentlich gar nicht. Weil ich auch immer sonntags, an drei Sonntagen arbeiten muß und nur den vierten Sonntag frei habe. Dann gehen wir auch schon mal spazieren. Aber sonst, Gartenarbeit, das ist unser Hobby. Und in der Woche geht man hier auf dem Lande sowieso nicht so spazieren. In der Stadt ist das immer etwas anderes. Nun wird das hier auch schon ein bißchen anders, weil hier allerhand Bremer zugezogen sind. Aber so wie in der Stadt ist das hier nicht. Der größte Teil arbeitet in der Woche auf dem Land. Und denn arbeitet man schon so automatisch mit – ob man will oder nicht.“

Da Ernst Hellberg auf dem Lande lebt, kann er sich kaum eine andere Freizeitbeschäftigung vorstellen. Wenn in der Woche auf dem Land alle arbeiten, arbeitet er „schon so automatisch mit“. Als körperliche Arbeit bedeutet Gartenarbeit für Ernst Hellberg darüberhinaus Ausgleich zu den eher psychischen Belastungen seiner Tätigkeit am Steuerstand.

„Zu Hause habe ich mich immer körperlich betätigt. Sonst hätte mir vielleicht etwas gefehlt. Darum gehe ich auch gerne in den Garten. Da bin ich froh, wenn ich mal rauskomme und ein bißchen in den Garten gehen und graben kann und so, ne. Ich habe hier einen Ausgleich, sonst würde mir vielleicht etwas fehlen. Das mach' ich hier

irgendwie durch Gartenarbeit. Hier zu Hause hab' ich den Ausgleich immer gehabt bis jetzt."

Besonders aus den Erzählungen von Monika Mahnke und Ernst Hellberg wird deutlich, daß „der Garten“ eine Alternative darstellt zur Schichtarbeit im Stahlwerk. Hier steht symbolisch Natur gegen Technik, selbstbestimmte Zeit gegen Zeit, über die andere verfügen. Hier ist ein Rückzugsort, der körperliche Regeneration ermöglicht und zugleich sehr viel mehr bedeutet: Ort der spontanen sozialen Kontakte („*klönt ... mal hier, ... klönt ... mal da*“), Ort der Selbstverwirklichung und bewußten Eingliederung in einen anderen sozialen Rahmen („*Und denn arbeitet man schon so automatisch mit ...*“).

Wenn Monika Mahnke von ihrem Mann erzählt: „*Der kommt in den Garten, wirft alles von sich ...*“, dann ist dieser „Akt des Freimachens“ gewiß nicht nur vordergründig zu verstehen. Er gehört zu jenen „kleinen Fluchten“ des Alltags, die den Widerstand gegen den „Zeitdiebstahl“ des Schichtrhythmus' wachhalten. Wenn Ernst Hellberg liebevoll von der erfolgreichen Erdbeerzucht berichtet und es als „*das Allerwichtigste*“ bezeichnet, „*selber*“ Erdbeeren ernten zu können, dann wird verständlicher, wie sehr der Garten auch Symbol der Selbstverwirklichung und Autonomie im Kleinen ist, im überschaubaren Rahmen des Vertrauten und des Machbaren – mehr jedenfalls als ein bloßes „Hobby“.

„ ... ob die Arbeit uns hochgerissen hat?“

Gerade für die Hellbergs ist dieser Aspekt der Selbstbestimmung und Unabhängigkeit noch in einem anderen Zusammenhang bedeutungsvoll: beim lange geplanten Bau eines eigenen Hauses. Mitte der 60er Jahre kann Ernst Hellberg zu günstigen Bedingungen ein altes Haus kaufen und mit seiner Familie aus der beengten Mietwohnung ausziehen. Das Haus bringt jedoch zunächst mehr Probleme als Entlastung. Zum Zeitpunkt des Kaufs sieht es „erst ganz wüst“ aus, wie Ernst Hellberg erzählt.

Damit es den Anforderungen der bald sechsköpfigen Familie gerecht wird, baut er es Schritt für Schritt um. Hinzu kommt das 2000 Quadratmeter große Grundstück, das in Ordnung gebracht werden muß. Als sie das Haus kaufen, rechnen Ernst und Grete Hellberg noch nicht damit, daß die Arbeiten am Umbau und im Garten sie mehrere Jahre lang voll in Anspruch nehmen werden.

„Aber es hat tatsächlich so lange gedauert. Bis wir alles so 'n bißchen im Griff hatten, sind einige Jahre draufgegangen. Bis wir alles fertig hatten, ne. Und immer gearbeitet.

Durch die Schichtarbeit, weil ich Schichtarbeit mache und auch sonntags arbeite, hatt' ich denn in der Woche frei. So hab' ich immer, immer gearbeitet. Wenn ich in der Woche meinen freien

Tag hatte, denn konnt' ich was machen. Denn ham wir gegraben, gemauert hab' ich auch schon was. Zwei Garagen hab' ich selbst gemauert.“ (Ernst Hellberg)

Ernst Hellberg nutzt die freien Tage in der Woche, die ihm als Schichtarbeiter zustehen, für die Arbeit an seinem Haus. Er will sich Wohnbedingungen schaffen, die es ihm ermöglichen, sich von den Anstrengungen der Schichtarbeit zu erholen; ungestörten Schlaf zu finden, wenn er von der Nachtschicht nach Hause kommt. Daß er dafür zunächst über Jahre hinweg auf Freizeit und Erholung verzichten muß, scheint widersinnig. Aber der Wunsch nach einem Haus, das den eigenen Bedürfnissen entspricht, läßt sich bei dem Lohn, den er im Stahlwerk verdient, nur durch ein hohes Maß an Eigenarbeit verwirklichen.

Daß sich Ernst und Grete Hellberg einige Jahre später zum Bau eines neuen Hauses entschließen können, wird ebenfalls nur möglich, weil sie den Hauptanteil der notwendigen Arbeiten selbst übernehmen. Ernst Hellberg erzählt, wie sie mit dem Neubau angefangen haben:

„Am ersten Mai sind wir hier angefangen auszuschachten. Wir hatten so 'n großen Bagger hier und haben denn erst mal alles unterkellert. Wir haben gesagt: ‚Da haben wir keinen Keller‘, im alten Haus hatten wir nur 'n kleinen Keller, ‚wenn schon, denn wollen wir alles unterkellern, machen wir 's ganze Haus.‘ Ja, und dann hatten wir den

Keller ausgeschachtet. ‚Wer mauert uns jetzt das Haus, den Keller erst mal?‘ Da konnten wir aber nicht so richtig Leute kriegen, und da hab’ ich gesagt: ‚Ach, wir versuchen mal, selbst zu machen, was wir selbst machen können.‘ Da hatt’ ich hier auf der Nachbarschaft einen Maurer, der hat mir denn erst mal so gezeigt, wie man die Ecken und das macht. Und dann haben wir die Sohle, die Kellersohle gegossen. Das haben wir auch selbst gemacht. Dann haben wir die Rohre und den Abfluß verlegt. Das haben meine Frau und ich gemacht, alles hundertprozentig.“

Es ist nicht einfach, Leute für den Bau zu bekommen – zumal wenn die finanziellen Mittel begrenzt sind. Also versuchen die Hellbergs, „selbst zu machen, was (sie) selbst machen können“. Das bedeutet für beide nicht nur harte körperliche Arbeit. Ernst und Grete Hellberg werden auch mit Aufgaben konfrontiert, bei denen ihnen zunächst die erforderlichen handwerklichen Kenntnisse fehlen.

„Ja, und denn sind wir angefangen zu mauern. Die Ecken hat uns der Maurer angefangen. Pfingsten haben wir denn morgens in aller Frühe um vier Uhr angefangen, die Steine runterzulassen. Den ganzen Keller erst mal haben wir selbst gemauert. Meine Frau hat Steine und Kalk rangeschleppt. Und ich hab’ denn selbst die ganzen Maurerarbeiten ohne handwerkliche Vorbedingungen gemacht. Die Garagen waren

das einzige, was ich bis dahin gemauert hatte. Aber sonst hatte ich überhaupt noch nicht gemauert, ne.

Das waren alles dicke Wände, sechsunddreißiger Wände. Da gingen unheimlich viel Steine rein, alles diese Kalksandsteine. '76 war gerade so ein heißer Sommer. Da haben wir in der Hitze hier unten gestanden. Und das blendete durch diese weißen Steine. Man konnte zuletzt nichts mehr sehen. Da sind wir denn schon morgens ganz früh angefangen; und abends, wenn die Sonne weg war, haben wir weitergemacht. Am Tage konnte man gar nicht mehr arbeiten. Man wurde richtig blind durch diese weißen Steine. Die Steine waren ja schneeweiß, ne. Und dann die Hitze da im Keller, die stand ja richtig da drin. Es war ein ganz schlechtes Jahr. Also, es war ein schöner Sommer; aber für uns war's schwierig." (Ernst Hellberg)

Ernst Hellberg erwirbt eine Vielzahl neuer Fähigkeiten. Er lernt zu mauern, Rohre zu verlegen und sogar Betondecken einzuziehen. Er entdeckt und entwickelt Kompetenzen, die in seiner Arbeit am Steuerstand bei Klöckner wohl nie zum Vorschein gekommen wären. Aber auch seine Frau entwickelt im Prozeß des Hausbaus Fähigkeiten, von denen sie bis dahin vermutlich selbst nichts gewußt hat.

„Meine Frau hieß nachher nur noch ‚der Architekt‘, weil sie alles geplant hat. Sie hat auch die Zeichnungen alle selbst gemacht, also vorgezeichnet. Der Zeichner hat das nur noch



abgezeichnet. Außer der Statik haben wir, hauptsächlich sie, alles vorgefertigt. Vor allem wollten wir das Schlafzimmer nach hinten haben. So nach unseren Vorstellungen haben wir den ganzen Bau selbst entworfen.“

Ernst und Grete Hellberg entwerfen und planen das Haus selbst. Sie wollen in einem Haus leben, daß *ihren* Vorstellungen entspricht. Es muß den Bedürfnissen der vier Kinder gerecht werden, vor allem aber räumlich so angelegt sein, daß Ernst Hellberg auch tagsüber möglichst ungestört schlafen kann. Kein Architekt kennt die Lebensbedingungen einer Schichtarbeiterfamilie so gut wie die Betroffenen selbst. Da erscheint es nur konsequent, daß Grete Hellberg „*der Architekt*“ ist. Und es liegt nahe, daß das Haus gleichsam „um das Schlafzimmer herum“ gebaut wird. Grete Hellberg hat dabei nicht nur Ideen; sie zeichnet auch die Pläne. Sie wird soweit zum „Experten“, daß sie sogar einen Fehler entdeckt, der nicht einmal dem Fachmann aufgefallen ist, wie Ernst Hellberg mit berechtigtem Stolz erzählt:

„Den Keller haben wir also selbst gemauert. Auch die Kellerdecke, die Betondecke, haben wir selbst eingeschalt und gegossen. Wir haben alles selbst gemacht, wir beide. Ein paar Nachbarn haben uns mal so geholfen, aber im großen und ganzen haben wir alles selbst gemacht.

Und dann wollten wir oben weitermachen. Das wollten wir machen lassen. Wir hatten eigentlich

nicht vorgehabt, das selbst zu machen. Aber denn kriegten wir nicht so recht Leute. Da haben wir gesagt: ‚Ach, fangen wir an.‘ Dann haben wir die erste Etage auch selbst gemacht ... Die Außenwände, die Innenwände. Mit Ytonsteinen. Das ging auch schneller. Die sind groß, das brachte auch was. Das hat auch Spaß gemacht. Da konnte man sehen, daß es weiterging. Dann kam wieder die Decke, die haben wir wieder selbst eingeschalt. Alles mit dem Architekten hier (deutet auf seine Frau), der genau alles im Griff hatte. Wir hatten hier so’n Träger, der lag viel zu hoch. Sogar der Bauunternehmer hat nicht gesehen, daß der falsch war. Und sie hat das festgestellt. Sie war immer eisern dabei. Dann haben wir diesen großen Träger sogar noch niedriger gesetzt. Der war sechs Meter lang und unheimlich schwer ... Dann haben wir die Decke auch selber eingeschalt. Wir wollten’s zwar machen lassen, aber der Bauunternehmer hatte gerade keine Zeit. Da haben wir gesagt: ‚Machen wir selber. Alles.‘ Betont haben wir auch selber. Nur das Eisen, das mußte der Bauunternehmer ja richtig abnehmen, daß alles auch hundertprozentig dadrin lag. Aber Beton und das haben wir alles selbst gemacht, in eigener Regie.“

Daß Ernst Hellberg und seine Frau, von gelegentlicher Hilfe der Nachbarn und wenigen Arbeiten der Baufirma abgesehen, das Haus ganz alleine gebaut haben – noch dazu in dem erstaunlich kurzen Zeit-

raum von anderthalb Jahren –, erscheint kaum vorstellbar. „Daneben“ hat er die Belastungen der Konti-Schicht bei Klöckner auszuhalten, die ihm Schlafschwierigkeiten und nervöse Magenbeschwerden verursachen. Und Grete Hellberg muß „nebenbei“ die Familie mit vier Kindern versorgen. In den Jahren des Bauens, zuerst am alten und dann am neuen Haus, ist nahezu jede freie Minute mit Arbeit gefüllt. Auch der Urlaub wird für den Hausbau verwendet. Ernst Hellberg hat über Jahre keine „Freizeit“. Während andere sich vielleicht erholen, Spaß haben, einem Hobby nachgehen, das ein Gegengewicht zur Fabrikarbeit schaffen soll, oder auf andere Weise versuchen, „sich selbst zu verwirklichen“, leistet er schwierige, zum Teil körperlich sehr harte Arbeit. Allerdings, diese Arbeit hat auch eine andere Seite. Ernst Hellberg erzählt:

„Ja, und so haben wir anderthalb Jahre dies Haus gebaut hier, das wir hier jetzt haben. Und alles neben der Arbeit. Ich hab' Schichtarbeit gemacht. Nur in der Urlaubszeit hab' ich denn Urlaub genommen. Sonst hab' ich neben der Schichtarbeit die Arbeit am Haus weitergemacht. Ja, das waren anderthalb Jahre ganz harte Arbeit. Aber irgendwie hat es Spaß gemacht. Wenn man sieht, daß es schön wird, daß es irgendwie weitergeht, denn hat man auch seine Freude dran. Irgendwie sind wir da gut zurechtgekommen. Uns hat nichts gefehlt. Auch meiner Frau nicht; die ist sonst immer ein bißchen ... Aber da ging das alles ... Ob die Arbeit uns hochgerissen hat?“

Wir wissen's selber auch nicht. Jedenfalls, uns ging es gut. Wir sind nicht krank gewesen; uns fehlte gar nichts. Ich hatte vorher immer Magenschmerzen, hatte viel mit dem Magen zu tun. Alles weg da. Woher das gekommen ist, wissen wir selber auch nicht. Ob es die Arbeit gemacht hat? Ich weiß es nicht. Jedenfalls bin ich nicht einmal krank gewesen, die ganze Zeit nicht."

Die Arbeit am Hausbau hat offensichtlich eine andere Qualität als die Tätigkeit bei Klöckner. „... irgendwie hat es Spaß gemacht“, erzählt Ernst Hellberg. Trotz der Schwere der Arbeit hat er „auch seine Freude dran“. Überraschenderweise sind sogar die körperlichen und psychischen Beschwerden verschwunden. Ein Vergleich zwischen seiner Arbeit bei Klöckner und der Arbeit, die er in seiner freien Zeit in den Hausbau investiert, ist hier aufschlußreich.

Die acht Stunden, die Ernst Hellberg täglich im Stahlwerk arbeitet, sind in gewissem Sinn „verlorene Zeit“. Was ihm bleibt, ist in erster Linie der Lohn. Das Produkt, an dessen Herstellung er beteiligt ist, hat mit ihm persönlich wenig zu tun. Was aus den Stahlblöcken wird, wenn sie die Tieföfen verlassen haben, wo er am Steuerstand arbeitet, geht ihn im Grunde nichts an.

Die Arbeitskraft und die Zeit dagegen, die er für den Bau des eigenen Hauses aufwendet, kommen ihm selbst und seiner Familie unmittelbar zugute. Das Haus ist „in eigener Regie“ geplant und mit den eigenen Händen gebaut. Das Ergebnis der

Arbeit ist „zum Anfassen“: die Mauern wachsen in die Höhe; man sieht, „*daß es schön wird*“ und „*irgendwie weitergeht*“. Schließlich kann das Haus bezogen werden.

Doch für Ernst und Grete Hellberg bleibt aus dieser Zeit intensiver Arbeit noch mehr zurück als das „Endprodukt Haus“. Sie haben wichtige Erfahrungen in der gemeinsamen Arbeit gemacht, vielfältige neue Fähigkeiten und Selbstbewußtsein erworben. Ohne die Probleme und Mühen zu beschönigen, die der Hausbau mit sich gebracht hat, und ohne die ökonomischen Bedingungen zu vergessen, die so viel Eigenarbeit erst erzwungen haben, kann man sagen, daß die Arbeit am Hausbau für Ernst und Grete Hellberg ein wichtiges Stück Selbstverwirklichung bedeutet hat. Die ungezählten Stunden und Tage, die vielen Jahre sind in diesem Sinn gegen die Bedingungen der Schichtarbeit durchgesetzte „Lebenszeit“.

„ ... das schießt mir mitunter so aus der Feder“

Für Schichtarbeiter gibt es keinen „Feierabend“ im üblichen Sinn. Ihre freie Zeit ist oft am Vormittag oder nachts, wenn andere arbeiten oder schlafen. Diese Zeit sinnvoll zu nutzen, bringt Probleme mit sich, die durch kleine Vorteile – etwa bei Tagesfreizeit Behördengänge erledigen oder am Hausbau und im Garten arbeiten zu können – nicht aufge-

wogen werden. Wie er versucht, auch aus der freien Zeit in der Nacht „das Beste zu machen“, verdeutlicht Peter Kersting an einem Beispiel:

„Mit der ganzen Schicht und der Arbeit hab ich eben versucht, auch wieder das Beste draus zu machen ... Z. B. als Gisela im Krankenhaus war, war ich zwei Wochen mit den Kindern allein. Die gingen ja beide zur Schule, und ich mußte zur Schicht. Die Kinder kamen praktisch allein aus der Schule. Da mußte ich das so'n bißchen diplomatisch machen. Die Große sollte so ein bißchen der Haushaltsvorstand sein in der Abwesenheit der Mutter. Sie sollte zu Hause mal 'n bißchen abwaschen und saugen. Und das mußte ich ihr nahebringen und zwar so, daß sie das Gefühl hatte, daß das nicht in Arbeit ausartet. Und da hab' ich denn so, wie man sagt, so kleine ‚Präsente‘ gemacht als Belohnung gewissermaßen.“

Die „kleinen Präsente“, von denen Peter Kersting erzählt, sind ungewöhnlich ...

„Wenn ich aus der Nachtschicht kam, mußst' ich sie ja morgens wecken, damit sie zur Schule gehen. Bevor ich sie dann weckte, hab' ich meistens irgendwie so kleine Zettelchen geschrieben und ihnen dann da hingelegt. Irgendwie so kleine ‚Dankeschöns‘. Und Heiner hab ich dann, obwohl ich ja wußte, daß er nicht so pariert, auch so 'n bißchen mit einbezogen in diese Dankeschöns. Ich hab' so die Neigung, wenn mich etwas bewegt,

*das ich mitteilen möchte, das immer so in
Zweizeilern auszudrücken, so à la Wilhelm Busch.
Und da hab' ich denn immer meiner Tochter oder
Gisela, meiner Frau, morgens denn oft irgendwie
so'n Zettel hingelegt. Und denn für alle, nech. Und
in Giselas Abwesenheit hab' ich denn abends
schon das Frühstück gemacht. Haferflocken
hingestellt, Milch auf den Herd gestellt. Brauchten
sie nur noch warm zu machen. Und dann hab' ich
das Frühstücksbrot schon für die Schule
eingepackt und dann irgendwelche Verse mit ins
Brot eingewickelt."*

Peter Kersting hat (bei Frühschicht) oft Schwierigkeiten, abends „ins Bett zu finden“. „Da werde ich immer munterer ... dann habe ich plötzlich eine Mobilität, da kann ich Briefe schreiben und all so 'ne Scherze“, berichtet er. Viele Stunden verbringt er damit, Verse und Gedichte zu schreiben, in denen er kleine Probleme und Vorkommnisse des Tages humorvoll aufgreift:

*„Dann hatt' ich Heiner auch mal wieder die
Frühstückstüte fertiggemacht und auch einen Zettel
mit reingesteckt. Und da er zu dem Zeitpunkt
immer gerne und viel aß – heute ist er 15, da ißt er
noch mehr –, hab' ich denn geschrieben:*

*„Ich wünsch' dir guten Appetit,
iß bitte nicht die Tüte mit."*

*Ja, und denn hatte ich Heiner da mal 'ne Frikadelle
zu seinem Frühstücksbrot gelegt. Ich hab dann
geschrieben:*

„Guten Morgen!

*Das Denken in der Schule kostet Mühe,
besonders in der Morgenfrühe.*

*Laß' dir die Frikadelle schmecken,
mach' in die Hefte keine Flecken.*

*Die Hand wisch ab am Taschentuch,
sonst trifft dich noch des Lehrers Fluch.*

Dein Papa' ...

*Und dann ist da noch eins. Da hab' ich den beiden
dann morgens oder abends ihren Teller mit
Haferflocken hingestellt, mit Honig und was eben
dazugehört. Da hab' ich denn geschrieben:*

„Eßt Haferflocken!

*Ist dann der Stuhlgang leicht und locker,
wirst du bestimmt kein Stubenhocker.*

*Bald drückt der Pups in dem Gedärm,
mal kommt er leis, docht oft mit Lärm.'*

*... Mein Sohn Heiner, Susanne aber auch, hatten
die Angewohnheit, daß die im Unterricht
Kaugummi kauen und das denn überall
hindrücken, unter die Bank kleben. Und das wurde
natürlich nicht so gerne gesehen, ne. Und da ist mir
auch mal was dazu eingefallen:*

*„Kaugummi schmeckt zwar stets recht gut,
denn Zucker geht sehr schnell ins Blut.*

*Doch während dem Schulunterricht
steckt man kein Gummi ins Gesicht.*

*Ist schließlich dann die Schule aus,
beginne deinen Gummischmaus.'*

Ja, das sind so einige Sachen ... An und für sich hab' ich da nicht viel Schwierigkeiten mit. Das schießt mir mitunter so aus der Feder, ne. Vor allen Dingen abends hab' ich das denn gemacht. Wenn ich abends so ganz alleine bin nach der Spätschicht. Dann geht das immer am besten.“

Für Peter Kersting entstehen durch den Schicht-rhythmus zu ungewöhnlichen Zeiten Phasen der Muße. Am späten Abend, wenn er „ganz alleine“ ist, weil die anderen schon schlafen, kann er ungestört nachdenken, Phantasie und Ideen entwickeln. Daß das Dichten für ihn eine ernsthafte Beschäftigung darstellt und seine Verse nicht nur auf gelegentlichen Einfällen beruhen, macht er in der folgenden Passage deutlich:

„Dies Geschriebene z. B. was ich da vorgelesen habe, ist ja nicht einfach nur eben so hingeschrieben. Das braucht Zeit. Das wird geschrieben, verworfen und verbessert. Das braucht Zeit. Das sind etliche Stunden, die ich eben in der Hauptsache nach der Spätschicht, nach elf Uhr dafür verwende. Ich bin 'ne Nachteule. Das mag einerseits vielleicht von Vorteil sein, aber auf der anderen Seite sind es unheimlich viele Stunden, die da drinstecken ... Wenn ich allein zu Haus war, hab' ich mich hingesezt, ein Bier getrunken, und dann plötzlich geht mir das alles so durch den Kopf. Abends hab' ich die besten Ideen ... Dann hab' ich mich lang auf 'n Teppich gelegt, auf den Bauch – seinerzeit hatte ich ja mit meiner

Bandscheibe zu tun, konnte keine andere Stellung einnehmen – und war denn am Schreiben ... Mehr oder weniger sind das etliche Stunden, die da drin stecken. Ich habe versucht, jetzt auf diese Weise, mich an die Familie zu wenden. Das ist ein Resultat der Schicht. Denn wenn die Schicht nicht wäre, wenn ich jetzt keine Schicht hätte, hätte ich dies nicht geschrieben, sondern hätte das gesagt. Und ich bin davon überzeugt, daß ich das so nicht gesagt hätte, weil ich mich mit der Feder besser mitteilen kann, zumindest was das hier angeht, als wenn ich es sage. Wenn ich es sage, bleibt es garantiert nur oberflächlich gesprochen. Und so hab' ich Zeit, mir da wirklich intensiv Gedanken zu machen, und kann das dann auch in Scherzform bringen. Und dann kommt das meiner Meinung nach meist immer noch ein bißchen tiefsinniger heraus, als wenn ich es nur so dahersage. Und das ist eben das Resultat der Schicht, wenn man so will. Weil ich nur durch diese Zeitverschiebung abends zu dem Zeitpunkt alleine bin und dann solche Ergüsse da zu Papier bringen kann.“

Das Verseschreiben ist für Peter Kersting nicht nur persönlich wichtig. Er schreibt nicht für sich selbst, sondern „wendet“ sich mit Briefen und Gedichten „an die Familie“. Auf diese Weise kann er die starke zeitliche Einschränkung in der Beziehung zu seiner Frau und seinen Kindern nicht nur ausgleichen, sondern sich über einige Dinge „wirklich intensiv Gedanken machen“ – mehr, als wenn er es „nur dahersagen“ würde. Diese Möglichkeit, sich seiner

Familie mitzuteilen, ist in Peter Kerstings Sicht „*ein Resultat der Schicht*“. Ohne die Schichtarbeit bestünde für ihn keine Veranlassung zu schreiben, manches bliebe „*nur oberflächlich gesprochen*“. Da er sich „*mit der Feder*“ besser ausdrücken kann und diese Fähigkeit im Laufe der Jahre weiterentwickelt, hat der Schichtrhythmus für ihn auch eine positive Seite. Eine Verallgemeinerung lehnt er jedoch ausdrücklich ab: „*Das soll natürlich jetzt um Gottes Willen nicht für die Schicht sprechen.*“

„Da mach' ich denn sechs Wochen richtig einen auf Familie“

Um aus dem Alltag, der durch die unterschiedlichen Zeitpläne der einzelnen Familienmitglieder zerrissen ist, herauszutreten und sich ein Stück „konzentrierte Lebenszeit“ zu schaffen, machen Heike und Thomas Witte jedes Jahr sechs Wochen Urlaub. In dieser Zeit wollen sie nachholen, was ihnen im Laufe des Jahres verloren gegangen ist.

„Im alltäglichen Leben haben wir wenig Gemeinsamkeiten. Das heißt, wir haben wohl dasselbe Gefühl und dieselben Gedanken. Aber aufgrund der Zeit macht sie eben sehr viele Sachen. Und wenn ich denn frei habe und sie ist weg, mach' ich jetzt auch schon 'ne Menge ... “
(Thomas Witte)

Da im Alltag wenig Zeit für Gemeinsamkeiten bleibt, „verschiebt“ Thomas Witte das Familienleben auf den Urlaub.

„Da mach' ich denn sechs Wochen richtig einen auf Familie. Da ist richtiges Familienleben, kann man sagen. Einmal im Jahr. Da wird dann auch zusammen das Kind erzogen oder verzogen, nich'. Aber sonst nehm' ich da nicht groß dran teil. Bin ich auch nicht böse drüber, weil ich oftmals solchen Problemen aus dem Wege gehe. Hab' ich immer 'ne Begründung: ‚Du, ich bin Schichtarbeiter.‘“

Auch Heike Witte betont, wie wichtig ihr die Zeit ist, die sie zusammen mit ihrem Mann und ihrem Sohn Matthias verbringen kann:

„Urlaub, das ist mir ganz wichtig. Ich kannte das von zu Hause überhaupt nicht, in Urlaub fahren ... Ja, im Urlaub ... haben wir beide Zeit füreinander und für Matthias. Das ist schon ganz gut. Und deswegen werde ich auch nicht davon abweichen. Irgendwie weniger Urlaub machen oder überhaupt nicht wegfahren, kommt nicht in Frage. Wenn wir nicht wegfahren, dann geht er wieder dahin, und ich geh dahin, selten mal gehen wir auch zusammen irgendwohin.“

Für Heike Witte ist der Urlaub noch aus einem anderen Grund eine „richtige Erholung“. Die Versorgung der Familie erfordert wenig Aufwand und ist vor allem zeitlich nicht an außengesetzte Not-

wendigkeiten gebunden. Die Mahlzeiten z. B. richten sich nach den Bedürfnissen der Familie und nicht nach den Anfangs- und Endzeiten von Schule und Schicht. Es wird wenig gekocht und häufig essengegangen. Die verbleibende „Hausarbeit“ wird geteilt.

„Das ist dann richtige Erholung. Also, ich mach' morgens Frühstück und nachmittags, irgendwann, wenn wir Hunger haben, gehen wir essen, und abends meistens auch noch mal. Oft haben wir auch gar keinen Hunger, oder jeder macht sich dann selber 'n Brot. Mit dem Abwaschen machen wir das abwechselnd. Der eine wäscht den Tag ab, der andere den andern Tag. Das hab' ich gleich eingeführt. Ich mein', es ist denn auch nicht viel abzuwaschen, aber das wird denn so gemacht, ne. Ist ja auch nicht viel zu machen. Machst denn 'n Schlafsack da, und denn ist es fertig, ne. Also, es is' wirklich für die Erholung.“

Diese sechs Wochen Erholung einmal im Jahr sind für Heike Witte ein wichtiger Grund, weiterhin erwerbstätig zu bleiben. Ohne ihren „Zuverdienst“ müßte sich die Familie in ihren sonstigen Bedürfnissen einschränken, um sich den Urlaub leisten zu können. Dieser Preis ist Heike Witte zu hoch.

„Wenn ich jetzt nicht arbeiten würde, würden wir es wahrscheinlich nicht packen, fünf Wochen in 'n Urlaub zu fahren. Oder wir müßten das ganze Jahr über auf irgendwas verzichten. Und wenn man auf irgendwas verzichten muß, denn bin ich

nicht ausgeglichen, denn bin ich irgendwie quakig.“

Einen fünf- bis sechswöchigen Urlaub kann sich kaum eine Arbeiterfamilie leisten. Die Wittes können ihn – auch mit Heike Wittes Lohn – nur finanzieren, weil sie drei Personen sind und zelten. Daß sie nicht das Gefühl haben, sich den Urlaub „abzusparen“ und auf die Erfüllung anderer Wünsche verzichten zu müssen, läßt darauf schließen, daß ihnen manche Dinge, für die andere ihren Lohn verwenden, nicht viel bedeuten, sondern eben der Urlaub eines ihrer wichtigsten Bedürfnisse ist. Ihre „Strategie“, sich außerhalb der fremdbestimmten Verfügungen über ihre Alltagszeit ein Stück „eigene Zeit“ zu sichern, richtet sich nicht vorrangig auf die Nutzung des Tages oder den Wochenzyklus, sondern *auf den Ablauf des Jahres*. Die sechs Wochen Urlaub erscheinen als eine Zeit, die aus dem Arbeitsjahr „herausgeschnitten“ ist und das „alltägliche Leben“ mit der Schichtarbeit vorübergehend vergessen läßt.

„Zum Beispiel hab' ich da die Initiative“

Ein überraschendes Beispiel sinnvoller Nutzung der freien Zeit über das ganze Jahr hinweg geben schließlich noch Peter und Gisela Kersting: *„Zum Beispiel hab' ich die Initiative“*, sagt er. Gemeinsam

mit seiner Frau und einer Gruppe von Leuten aus der Nachbarschaft ruft er eine Bürgerinitiative zur Errichtung eines Abenteuerspielplatzes ins Leben. Wie es dazu gekommen ist, kann Peter Kersting nicht mehr genau rekonstruieren. Auf einmal war die Idee da ...

„Mensch, wie wär' das? Wir könnten doch eigentlich hier 'ne Gruppe bilden, 'ne Initiative. Der (an den städtischen Spielplatz) angrenzende eingezäunte Platz, der liegt schon lange Jahre brach. Wie wär' das mit einem Bauspielplatz oder Abenteuerspielplatz? Und am Anfang hörte sich das alles sehr schön und einfach an, einfach mal schnell so 'n Bauspielplatz ... So 'n paar Bretter da hin und paar Eimer Nägel. ‚Gut‘, haben wir gesagt, ‚können wir ja machen‘.“

So „einfach“, wie zunächst gedacht, läßt sich die Idee jedoch nicht verwirklichen. Informationen beim Jugendamt müssen eingeholt werden, „weil wir“, wie Peter Kersting sagt, „alle böse keine Ahnung hatten, wie man so was macht“. Eine offizielle Versammlung zur Gründung eines Vereins wird einberufen. Als ein Vereinsvorstand gebildet werden soll, glaubt Peter Kersting, den ihm angebotenen Vorsitz nicht mit seiner Schichtarbeit vereinbaren zu können. Seine Frau erklärt sich bereit, den Vorsitz zu übernehmen. Peter Kersting wird zweiter Vorsitzender. Die nächsten Probleme zeichnen sich ab. Viel Organisatorisches muß erledigt werden, Behördengänge stehen an. Peter Kersting erzählt:



„Gisela ist ja nun praktisch auch ganztags beschäftigt. Ja, und jetzt hängt das doch an mir, obwohl ich das gar nicht wollte, gezwungenermaßen, ne. Gisela ist da mehr oder weniger überrumpelt worden, hat sich breitschlagen lassen. Hat zu etwas ‚ja‘ gesagt, wo sie von vornherein nicht überblicken konnte, was auf sie zukommt. Zu dem ganzen Behördenkram oder aufs Amt laufen usw. hat sie, wenn man das richtig nimmt, noch weniger Zeit als ich. Obwohl ich ja angeführt hab’, das als Schichtarbeiter nicht machen zu können. Es ist ja auch ‚ne Schwierigkeit. Ich hab’ nur den Vorteil, in der Woche durch meine freien Tage zwischenzeitlich an Wochentagen frei zu haben, was sie nicht hat. Sie kommt erst um fünf, halb sechs nach Hause, da ist jede Behörde dicht. Und ich hab’ meinetwegen wie heute oder gestern frei. Ich kann also vormittags mal eben schnell zum Liegenschaftsamt oder Finanzamt fahren, dies oder jenes tun, was sie nicht kann. Und da hab’ ich das praktisch bisher in die Hand genommen ... Ihr sind einfach Grenzen gesetzt. Sie kann jetzt nicht sagen: ‚Morgen früh kann ich zum Liegenschaftsamt gehen und da was erledigen.‘ Dann muß sie von der Arbeit fernbleiben. Und ich hab’ nächste Woche frei, dann kann ich das machen, ne. So bin ich praktisch dazu gekommen, ne.“

Die notwendigen Behördengänge können von seiner Frau nicht erledigt werden. Durch ihren normalen 8-Stunden-Tag sind ihr „Grenzen gesetzt“.

Obwohl Peter Kersting die Ablehnung des Vereinsvorsitzes mit seiner Schichtarbeit begründet hat, stellt er fest, daß er zur Wahrnehmung solcher Aufgaben im Grunde mehr Zeit hat. Den „Vorteil, zwischenzeitlich an Wochentagen frei zu haben“, stellt er in den Dienst der Sache. Die ganzen „Gründungsarbeiten“ nehmen ihn stark in Anspruch, vor allem weil sie nur auf wenige Schaltern verteilt sind.

„Ist ja auch 'ne schlechte Zeit, jetzt zur Winterszeit diese Gründungsarbeiten oder Vorbereitungen zu machen. Wir sind inzwischen achtzehn, neunzehn, aber da sind nur drei, vier, die wirklich was tun. Die anderen haben eben nur ihren Beitrag bezahlt. Von denen hört und sieht man nix. Das ist, wie man so schön sagt, 'n harter Kern, der sich da jetzt erst mal durchbeißen muß. Ob sich das, wenn die Sonne höher kommt, mal ändert? Ich weiß nicht, ob sie dann langsam mal aktiv werden. Das ist der Punkt, wo ich dann hin und wieder mal ganz schwer die Ohren hängen lasse. Man rennt wie so 'n Wiesel, rennt sich die Hacken ab, man bemüht sich, und von den andern ist nur Passivität da. Und das ernüchtert dann so, nech. Dann hab' ich mitunter keine Lust mehr, möchte ich den Mist hinschmeißen. Aber andererseits, ob das richtig wäre?“

Peter Kersting ist enttäuscht, daß das Engagement zur Umsetzung der gemeinsamen Idee bei vielen Mitgliedern nachgelassen hat. Wenn er auch

manchmal den „Mist hinschmeißen“ möchte, macht er sich doch Gedanken darüber, wie er die Situation verändern und mehr Mitglieder zur aktiven Mitarbeit „motivieren“ kann. Zwischenzeitlich werden Feste organisiert, damit sich die einzelnen etwas „näherkommen“.

„ ... da hatten wir jetzt das Faschingsfest und dann mal das Kohlessen. Das sehe ich jetzt nur, daß sich die Leute aus der Initiative ein bißchen näherkommen. Mit dem eigentlichen Bauspielplatz hat das absolut gar nichts mehr zu tun. So außer der Reihe haben wir das mit angeleiert.“

Da diese Aktivitäten mit dem eigentlichen Plan, den Bauspielplatz zu errichten, „absolut gar nichts mehr zu tun“ haben, können sie die Arbeit nicht voranbringen. „Wirklich um den Platz“ geht es in den offiziellen Versammlungen:

„Seit der Gründung liefen bisher nur die offiziellen Versammlungen ... Das sind praktisch nur die Zeitpunkte, wo wir alle zusammenkommen, um konkret über das Werden des Platzes uns klarzuwerden. Nur an diesen Abenden geht es wirklich um den Platz, ne. Und wenn ich da überlege und meinen Ordner durchgucke, die ganzen Protokolle von den Versammlungen, ist die Teilnahme immer schlechter geworden. Obwohl die rechtzeitig angeschrieben worden sind, ist da furchtbares Desinteresse, Bequemlichkeit oder Gedankenlosigkeit. Die

meinen, die haben ihren Beitrag bezahlt und: ‚nun macht mal schön‘. Und wenn sie dann kommen und gucken auf den Platz: ‚Ja, ist noch nichts los, da brauchen wir auch nicht zu kommen.‘ Das ist ‚ne schlechte Voraussetzung, wenn man die erst motivieren muß, daß sie auch außer der Reihe mal kommen müssen, um das in Gang zu kriegen. Das bring mal jemandem bei. Und so bleibt jetzt praktisch, wenn man so will, das ganze Werden nur an dem Kassierer und an mir hängen. Und ich saus‘ denn durch die Gegend und versuche, Firmen anzusprechen, um Holz und alles mögliche zu organisieren. Es sind nur zwei, drei, die im Moment da echt aktiv den Platz in Gang bekommen, ne.“

Wenn es auch nur wenige sind, die „aktiv“ beteiligt sind, läßt Peter Kersting keinen Zweifel daran, daß sie den Bauspielplatz „in Gang bekommen“. Die Idee, die Spielsituation für die Kinder in seiner Wohnsiedlung zu verbessern, ist ihm so wichtig, daß er trotz seiner Enttäuschung über die mangelnde Mitarbeit sich letztlich nicht entmutigen läßt. Vielmehr macht er sich Gedanken darüber, wie die Betreuung auf dem Platz sichergestellt werden kann. „Hauptamtlich“ soll ein Zivildienstleistender eingestellt werden. Darüber hinaus sind Leute nötig, die auch an den Wochenenden „mal tatkräftig mit anpacken können“.

„Wenn der Platz mal ins Laufen kommt, müssen wir mal ‚n Wochenende dranhängen ... Wir wollen

das zwar mit einem Zivildienstleistenden machen, der das hauptamtlich macht. Aber der ist ja nur von montags bis freitags tätig. Und wenn wir das so durchziehen, müssen wir uns eines Tages von den Kindern den Vorwurf machen lassen: ‚Mag ja hier wunderschön sein zum Spielen und Bauen, aber dann, wenn wir schulfrei haben, sonnabends, sonntags, dann habt ihr da ‘n Schloß vor, denn is’ zu.‘ Und da hab’ ich zu denen gesagt: ‚Es wird eines Tages wohl nötig sein, selbst wenn wir ‘n Zivildienstleistenden aufem Platz stehn haben, daß wir einen Plan aufstellen müssen, daß aus eigenen Reihen Leute da sind, damit auch mal am Wochenende da was passiert und auf ist.‘ Das kann dann wechselseitig gehn, ne.“

Heute „läuft“ der Bauspielplatz. Peter Kersting ist unterdessen vom „heimlichen“ zum wirklichen ersten Vorsitzenden der Bürgerinitiative gewählt worden. Sein Engagement ist so groß, daß gelegentlich sogar das Familienleben ein wenig darunter leidet. Jedenfalls berichtet er, daß seine Frau sich – nicht ganz zu Unrecht – „beschwert“. Erstaunlicherweise scheint der „Zeitplan“ einer Bürgerinitiative überraschend viele Möglichkeiten zu bieten, auch Schichtarbeiter zu beteiligen. Besser als Normalarbeitende können sie die wichtigen „Behördengänge“ erledigen. Häufiger als viele andere können sie aber auch an der praktischen Arbeit mit den Kindern auf dem Abenteuerspielplatz teilnehmen. Peter Kersting fühlt sich nicht als Außenseiter. Die freie Zeit, die ihm der Schicht-

rhythmus läßt, hat einen hohen Gebrauchswert für die Initiative.

Wenn die verschiedenen Versuche, das „*Leben mit der Schicht*“ erträglich zu machen, einzelnen auch besser oder schlechter gelingen mögen, keiner kann sich mit den aufgezwungenen Bedingungen der Schichtarbeit auf Dauer wirklich „arrangieren“. Der Kampf *mit* der Zeit ist immer auch ein Kampf *um* die Zeit, um Zeit zum *Leben*. Er kostet Kraft, die von der ganzen Familie immer wieder neu aufgebracht werden muß. Keine Bewältigungsstrategie ist perfekt. An Schichtarbeit kann sich *niemand* gewöhnen.

Nachwort

Widerstand gegen die Enteignung der Zeit

Arbeit „kostet“ Zeit. Der „Heißhunger nach Mehrarbeit“ (Marx), den das Kapital im Lohnarbeitsverhältnis festgeschrieben hat, stiehlt dem Arbeiter Lebenszeit.⁹ Arbeit „rund um die Uhr“, volle Ausnutzung der Maschinen – das sind Umgangsweisen mit der Zeit, die nicht an den Bedürfnissen der Menschen orientiert sind, sondern sich ausschließlich nach der „Logik des Kapitals“ richten. Schichtarbeit ist ein extremes Beispiel.

Aber das ist nur die objektive Seite. Aus der Sicht von Betroffenen ist das Problem vielschichtiger und komplizierter zugleich. Sie müssen mit der Enteignung der Zeit leben – jeden Tag. Sie müssen – wie einige sich ausdrücken – „*das Beste daraus machen*“. Es ist *ihre* Zeit, die täglich verlorenght. Niemand gibt sie ihnen zurück. Und wenn sie einen Weg gefunden haben, mit dem Schichtrhythmus umzugehen, ist das noch längst keine „Lösung“. Der Umgang wird schwieriger mit der Dauer der Schichtarbeit. Der „Kampf um die Zeit“ beginnt täglich neu.

Gegenwärtig ist dieser Kampf überwiegend eine individuelle Angelegenheit. Er betrifft die Schicht-

arbeiter selbst, ihre Frauen, ihre Kinder. Auch die Strategien, die gefunden werden, sind individuell – selbst wenn sie sich in vielen Punkten gleichen. Und doch geht es um eine Frage, die über die Schichtarbeit hinausweist: Wer *bestimmt* über die soziale Zeit? Wer *regelt* den Rhythmus von Arbeit und Feierabend? Wer *legt* die verschiedenen Zeitzyklen *fest*, die miteinander in Konflikt geraten *müssen*?

Es ist schon erstaunlich, daß einerseits für immer mehr gesellschaftliche Tätigkeiten Schichtarbeit und „flexible Arbeitszeit“ zur „Normalität“ werden, daß andererseits jedoch die herrschende Zeitstruktur des traditionellen „Arbeitstages“ unangestastet bleibt. Eine Gesellschaft, die den größeren Teil der von ihr benötigten Dienstleistungen – soziale Betreuung und Kontrolle, das Post-, Verkehrs- und Gesundheitswesen – *ganztägig* in Anspruch nimmt, tut weiter so, als sei sie eine „Feierabendgesellschaft“. Eine moderne kapitalistische Industrieproduktion, die einen beträchtlichen Teil der Beschäftigten in verschiedene Schichtsysteme zwingt, hält die Ideologie von der Freizeit- und Wochenendgesellschaft aufrecht. – *Wer bestimmt über die soziale Zeit?*

Die Vermutung, daß es diejenigen sind, die von der gegenwärtigen Regelung *profitieren*, ist gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Aber muß das so bleiben? – Die Diskussion um die *Arbeitszeitverkürzung* verschärft diese Frage: Gibt es ein vernünftiges Argument, die Planung der gesellschaftlichen Zeit – und ganz besonders der Arbeitszeit – aus-

schließlich dem Privatkapital und seiner Managementbürokratie zu überlassen? Die immer wiederkehrenden Krisen, die diese „Preisgabe der Zeit“ zur Folge hat, sprechen für sich.

Die Zeit ist reif für Arbeitszeitverkürzung. Die Forderung der Gewerkschaften nach der 35-Stunden-Woche steht auf der Tagesordnung. Angesichts des Millionenheers von Arbeitslosen ist nicht einzusehen, daß neue Rationalisierungsschübe und „schleichende Arbeitsintensivierung“ Unternehmensprofite erhöhen und gleichzeitig weitere Arbeitsplätze kosten. Arbeitszeit ist sinnvoller zu verteilen – im Interesse derer, die arbeiten, und derer, die keine Arbeit haben.

Deshalb muß die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung *politisch* diskutiert werden. Es geht nicht um einen Vorteil im üblichen tarifpolitischen Gerangel. *Es geht um die Verfügung über die gesellschaftliche Zeit.* 35-Stunden-Woche, das bedeutet nicht nur mehr Arbeitsplätze. Es heißt auch „Kampf um die Verlängerung des Lebensstages“¹⁰, qualitative Veränderung des Alltags, Zugewinn an „Lebenszeit“.

Und das ist gerade für Schichtarbeiter *keine* abstrakte Forderung. Viele Kollegen müssen angesichts des „Einstiegs“ in die 35-Stunden-Woche nach den Tarifikämpfen 1984 die Erfahrung machen, daß die *Jahresarbeitszeit* zwar verkürzt wird, die konkreten Arbeitsbedingungen sich jedoch verschlechtert haben: Nach wie vor wird der 8-Stunden-Turnus in der Konti-Schicht beibehalten. Nur in wenigen Fällen sind die Schicht-

teams durch Neueinstellungen vergrößert worden. D. h. zahlenmäßig gleichgroße Belegschaften leisten in kürzerer Zeit dieselbe Arbeit wie zuvor – ohne daß sich die *Produktionsbedingungen* nennenswert verändert hätten. Hat die Verkürzung der Arbeitszeit womöglich nichts als die *Intensivierung der Arbeit* zur Folge?

Verfügung über die gesellschaftliche Zeit bedeutet deshalb auch Mitbestimmung über die *Qualität* der Zeit – innerhalb und außerhalb der Arbeit. Widerstand gegen die Enteignung der Zeit ist Kampf um die *Humanisierung der Arbeit* und die qualitative *Ausfüllung der „freien Zeit“*. Welcher Weg dabei noch zurückzulegen ist, wird an den beeindruckenden Erzählungen der Schichtarbeiter und ihrer Frauen deutlich.

Anmerkungen

- 1 vgl. *Oskar Negt*, *Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit*, Frankfurt/New York 1984, S. 191
- 2 vgl. *Lucien Sève*, *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit*, Frankfurt/Main 1973, S. 338ff
- 3 vgl. *Joseph Rutenfranz*, *Arbeitsphysiologische Grundprobleme von Nacht- und Schichtarbeit*, in: *Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.)*, *Vorträge N 275*, S. 25
- 4 vgl. *Helmut Milz/Lothar Fricke*, *Gesundheitsschädliche Auswirkungen von Arbeitszeitregelungen*, in: *Industriearbeit und Gesundheitsverschleiß. Diskussionen und Ergebnisse der Tagung: „Sicherheit am Arbeitsplatz und Unfallschutz“*, Frankfurt/Köln 1974, S. 148ff
- 5 Arbeitsmedizinische Erkenntnisse zur Schichtarbeit sind übersichtlich und verständlich zusammengefaßt bei *Lothar Schardt*, *Schichtarbeit*, in: *Lothar Zimmermann (Hrsg.)*, *Humane Arbeit – Leitfaden für Arbeitnehmer*, Bd. 4: *Organisation der Arbeit*, Reinbek 1982 (S. 181-289), bes. S. 204ff
- 6 Diese Empfehlung scheint unter Arbeitsmedizinern „weit- hin unbestritten“ zu sein (vgl. *Schardt*, a.a.O., S. 223).
- 7 Bildungsurlaubsprogramme für Schichtarbeiter hat die *Zentralstelle für die Durchführung des Kooperationsvertrages zwischen der Universität Bremen und der Arbeiterkammer Bremen* in einem Arbeiterbildungsprojekt („Arbeits- und Lebensbedingungen von Schichtarbeitern“) entwickelt und erprobt. Das Projekt wird in enger Zusammenarbeit mit der Bildungsvereinigung *Arbeit und Leben*

und dem Bildungsurlaubsausschuß der *Klöckner-Hütte* Bremen durchgeführt.

Folgende Arbeitsmaterialien zu Modellseminaren (Grund- und Aufbaukursen) liegen vor: *Hans-Georg Isenberg/Elgin Schrewe/Jürgen Sosna*, *Stahlarbeiter und Lebensinteressen*. Grundkurs, Bremen 1983; *dies.*, *Tarifpolitik und Arbeitszeit*. Aufbaukurs I, Bremen 1985; *dies.*, *Schichtarbeit und Familie*. Aufbaukurs II, Bremen 1985 (alle Bände sind zu beziehen über die *Kooperationsstelle Universität/Arbeiterkammer Bremen* [s.o.], Universitätsallee, 2800 Bremen 33).

- 8 vgl. *Hans-Georg Isenberg/Elgin Schrewe*, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit – Zeiterfahrungen und Zeitbewußtsein von Schichtarbeitern/Stahlarbeitern in der Vorperiode der Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche*, in: *Kooperation*. Mitteilungen der Kooperationsstelle Universität/Arbeiterkammer Bremen, Nr. 31/32 (Juni 1984), S. 42f
- 9 vgl. *Karl Marx*, *Das Kapital*, Bd. 1, *Marx-Engels-Werke*, Bd. 23, Berlin 1971, S. 244ff
- 10 vgl. noch einmal *Negt*, *Lebendige Arbeit . . .*, a.a.O., S. 25ff; außerdem *Peter Alheit/Bettina Dausien*, *Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten*, Frankfurt/New York 1985, S. 41ff

Ausgewählte Literatur

ELSNER, Gine (Hrsg.)

Was uns kaputt macht. Arbeitsmedizin und Arbeitsmarkt,
Hamburg 1984

Industriegewerkschaft Chemie-Papier-Keramik (Hrsg.)

Schichtarbeit: Umsetzung arbeitswissenschaftlicher Erkenntnisse für Schichtarbeiter und Interessenvertreter, Frankfurt/New York 1985 (Schriftenreihe Humanisierung des Arbeitslebens, Bd. 57)

MÜNSTERMANN, Jörg / PREISER, Klaus

Schichtarbeit in der Bundesrepublik Deutschland,
Bonn 1978

NEGT, Oskar

Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit, Frankfurt/New York 1984

SÈVE, Lucien

Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, Frankfurt/Main 1973²

Werkkreis Literatur der Arbeitswelt (Hrsg.)

Schichtarbeit. Schicht- und Nachtarbeiter-Report, Frankfurt/Main 1973 (Neuaufgabe: Berlin 1983)

Werkkreis Literatur der Arbeitswelt (Hrsg.)

Leben gegen die Uhr. Die Schichtarbeitergesellschaft kommt, Frankfurt/Main 1985

ZIMMERMANN, Lothar (Hrsg.)

Humane Arbeit – Leitfaden für Arbeitnehmer, Bd. 4: Organisation der Arbeit. Teil IV: Schichtarbeit, Reinbek 1982 (mit ausführlichem Literaturverzeichnis)

Das vorliegende Buch ist Teil der Reihe **Alltag – Geschichte – Politik**, die der Cooperative-Verlag ausbauen will. Auf weitere interessante Veröffentlichungen in dieser Reihe soll hingewiesen werden:

Peter Alheit, Norbert Reif

„Das war 'ne echte Familie.“ Die Geschichte eines Betriebes aus der Sicht der Arbeiter,
184 S., 21x20 cm, karton., zahlr. Abb.
DM 14,80; 2. Auflage 1986
ISBN 3-88442-015-1

Dieses Buch erzählt ein Stück „Geschichte von unten“. Es macht auf überraschend unmittelbare Weise deutlich, daß es die Arbeiterinnen und Arbeiter sind, die der Geschichte eines Betriebes ihre Besonderheit verleihen. Zugleich ermutigt das Buch, an anderer Stelle ähnliches zu probieren.

Jörg Wollenberg u.a.

Von der Krise zum Faschismus.
Bremer Arbeiterbewegung 1929–33
160 S., 21x27 cm, kartoniert, zahlr. Abb.
DM 28,-; 1. Auflage 1983
ISBN 3-88442-007-0

Die Regionalgeschichte der Bremer Arbeiterbewegung am Vorabend der Machtübergabe an die Faschisten ist ein Lehrstück für die deutsche Arbeiterbewegung. Sie beleuchtet die Haltung des Bürgertums; aber sie bündelt auch die Widersprüche zwischen den verschiedenen Organisationen der Arbeiterschaft. Das Buch deckt diese Prozesse mit wissenschaftlicher Sorgfalt auf und bleibt doch hochinteressant auch für Laien – nicht zuletzt, weil es Betroffene selber zu Wort kommen läßt.